# Der Pflicht geopfert.

# Der Pflicht geopfert.

## Erlebnisse aus den Schweizerbergen

von

**F. von Stengel.**



**Nürnberg & Leipzig.**

Verlag von Richter & Kappler.

1873.

# Erstes Kapitel.

## Weiße und rothe Alpenrose.

Vor dem Hotel Curhaus „Am Platz" in Davos sitzen die Fremden; plaudernd, mit süßem Nichtsthun beschäftigt, suchen sie auch den heutigen Tag so gut als möglich hinzubringen, und durch ein engeres Anschließen aneinander das drohende Gespenst Langweile, das sich oft in unmittelbarer Nähe zeigt, abzuwenden. Die Gesellschaft ist nicht sehr zahlreich, aber doch schon zu groß, um nur eine zu bilden, wie in der guten alten Zeit vor zwei Jahren, wo Alle, die hier Erholung und Ruhe suchten, eine einzige Familie ausmachten; auch in diesem abgelegenen Curorte gibt es schon Cliquen, und Viele kennen einander nur so weit, als es das tägliche Gegenüber bei Tische mit sich bringt. Die Gleichgesinnten haben sich gefunden, kleben zusammen und stoßen die Unsympathischen ab; sonderbar, mit welcher Sicherheit Manche herausfinden, wer gerade zu ihnen paßt, und wie leicht ein Jeder seine Kaste erkennt! Davos ist

zwar auch darin noch etwas gegen seine elegantern Geschwister zurück: man nimmt es hier leichter und kennt Manchen, an dem man in der Ebene achselzuckend vorüber ginge. Die Befreundeten sitzen jetzt beisammen und suchen die Stunden abzukürzen, welche hier viel langsamer schleichen als drunten in der Welt. Davos gehört ja kaum mehr zur Welt, und Alle, die hier herauf kommen, um in einem Modecurorte, einer eleganten Sommerfrische sich von den wirklichen und eingebildeten Winterleiden zu erholen, fühlen sich sehr enttäuscht, denn Davos in Graubünden ist Alles eher als das.

Doch die Meisten sind gerne da. Die hohen Berge, die dunkeln Lärchen- und Fichtenwälder, die rauschenden Wasser, die von den Felsen herunterstürzen, der Bach, der zwischen blumigen Wiesen hineilt, das Glockengeläute zur Alp ziehender Heerden, all' das hat es den Leuten angethan, wer einmal da, kommt so leicht nicht wieder fort. Die drei Gasthäuser, das neue „zum Curhaus", hier unten an der Landstraße, gleich am Eingang des Ortes „Am Platz," das Rathhaus mitten drin, „Hotel Strela" oben am Berge, sind stark besetzt, und täglich kommen noch mehr Gäste, für die sich merkwürdiger Weise immer noch ein Unterkommen findet, trotzdem einem Jeden erklärt wird, es sei gerade nur noch für ihn Platz. —

Die Post ist vor Kurzem eingetroffen, die Meisten haben Briefe oder Zeitungen erhalten, deren Inhalt sie eine Weile beschäftigt. Jetzt bilden die Tagesereignisse das Gesprächsthema, und das allgemein Interessante bringt die Gesellschaft näher zusammen, nachdem die persönlichen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit des Einzelnen eine zeitlang gefesselt hatten. Nie ist die Conversation lebhafter als nach Ankunft der Post, wo überdies noch die fremden Gesichter der Neuangekommenen Stoff zu tausend Fragen und Vermuthungen bieten.

Die Jugend nimmt wenig Theil an der oft ernsten Unterhaltung; was gehen sie Politik und Tagesereignisse an? Die jungen Leute spielen ein von den Landbewohnern beliebtes Kugelspiel, das auch bei den Fremden Anklang gefunden hat; ihr frohes Lachen tönt wie eine heitere Musik in das Gespräch der Alten. Die beste Spielerin, deren Kugel selten ihr Ziel verfehlt, ist ein allerliebstes junges Mädchen mit langen, dunkelblonden Locken und braunen Augen, eine graziöse Gestalt, die leicht wie eine kleine Fee sich zwischen den Andern bewegt; sie trägt Halbtrauer, aber die schwarzen Bänder an ihrem weißen Kleide bilden einen sonderbaren Contrast zu ihrem frohen Lachen und dem glücklichen Ausdrucke in ihren schönen Zügen. Dieses Kind, ein Kind ist das Mädchen noch, von

kaum 17 Jahren, kam gewiß nicht nach Davos, sich Gesundheit zu holen; die von der Abendluft leicht gerötheten Wangen, das Leben in ihren Bewegungen, ihr heiteres Scherzen spotten jeder Krankheit. Mit ganzer Seele ist sie beim Spiele und eifert die andern an, nur zuweilen streift ihr Blick zu einer Dame in tiefer Trauer, welche mit einem ältlichen Herrn in ein anscheinend sehr ernstes Gespräch vertieft unter dem Zeltdache am Hause sitzt, und ihrerseits kein Auge für die Spielenden hat.

Die Parthie war jetzt zu Ende; die hübsche Blondine hatte gewonnen, wieder, wie fast immer, und die Gegner schienen keine Lust zu haben, ihr Glück und ihre Kunstfertigkeit nochmals zu versuchen. Das junge Mädchen trat zu der Dame in Trauer, die eben aufsah und ihr zuwinkte: „Madeleine", sagte sie, „hast Du genug gespielt?"

„Ja, Mama", erwiederte das Mädchen, „warum?" „Es wird kühl hier, ich möchte etwas gehen, willst Du uns begleiten?" „Gewiß, Mama", antwortete Madeleine, und setzte den kleinen Strohhut, den sie in der Hitze des Spiels abgeworfen, wieder auf die in Unordnung gerathenen Locken. „Wie erhitzt Du bist, mein Kind," sagte ihre Mutter mit einem besorgten Blicke auf sie, „spiele doch mit mehr Mäßigung." „Ja, Ma-

deleine", fiel der Herr ein, „ein erwachsenes Mädchen, wie Du, sollte nicht so tollen."

„Ein erwachsenes Mädchen!" entgegnete Madeleine, „Onkel, bitte, es sind noch keine sechs Wochen, daß ich aus der Pension zurück bin, und, vergiß nur nicht, da war ich ein Schulkind; der Schritt zur Dame macht sich nicht so schnell, selbst wenn man 16 Jahre alt ist."

„So, meinst Du, Kleine?" sagte der Onkel, „aber man muß sich bei Zeiten daran gewöhnen; die Kinderschuhe hast Du doch ausgetreten!"

„Aber, bester Onkel, warum soll ich denn nicht froh sein und gerne spielen dürfen?" entgegnete Madeleine mit einem leichten Anflug von Unmuth, „Mama hat noch nie etwas dagegen eingewendet."

„Bitte, lieber Schwager, lassen Sie dem Kinde seine Kinderfreude," sagte jetzt die Dame in einem Tone, dem man die ängstliche Furcht anhörte, einem Gespräche weiter folgen zu müssen, das leicht einen jener kleinen Zwiste herbeiführen konnte, die zwischen ihrer Tochter und dem Schwager öfter vorkamen, „Madeleine wird sich Mühe geben, gesetzter zu werden."

„Natürlich, Onkel, und Du brauchst nicht immer den strengen Herrn Vormund zu zeigen," sagte Madeleine, welcher die Besorgniß ihrer Mutter nicht entgangen war, „die kleine Madeleine ist eben noch ein

wildes, ungeschicktes Kind, und muß noch viel lernen," fügte sie mit einem halb traurigen, halb komischen Seufzer hinzu.

„Nur Eines nicht, kleine Schmeichlerin," fiel der Onkel ein, und versuchte die Locken des jungen Mädchens liebkosend zu streicheln, das sich rasch seiner Berührung entzog und fragte: „Darf ich wissen was?"

„Nun, Andere nach ihrer Pfeife tanzen zu machen," meinte der Onkel mit einem Gesichte, dem Madeleine nicht ansehen konnte, ob er in wirklichem oder nur scheinbarem Aerger sprach. Sie nahm das Letztere an und entgegnete: „Bei dem Herrn Oheim ist das bis heute leider noch nicht gelungen. — Doch komm, Mama, wir wollen gehen, sonst wird es zu spät für Deinen Spaziergang," fügte sie zu ihrer Mutter gewandt hinzu.

Diese stand auf und folgte mit dem Schwager der Tochter. Manch' neugieriger, bewundernder Blick richtete sich auf die Damen, als sie an den übrigen Fremden vorübergingen, und öfter hätten sie ihren Namen hören können, wenn sie darauf geachtet; sie bemerkten jedoch nichts davon. Die Mutter hatte dem Schwager den Arm gegeben, während Madeleine vorausging und da und dort bei Bekannten stehen blieb; gar vielen hatte sie etwas zu sagen; war es auch oft nur ein scherzendes Wort oder ein freundliches „guten

Abend!“ es fand überall einen Anklang; Madeleine hatte in der kurzen Zeit, die sie in Davos war, die Herzen Aller erobert, mehr noch durch ihre Liebenswürdigkeit als durch ihre äußern Vorzüge. Und doch, die jugendlich frischen Reize der Tochter verschwanden vor der Schönheit der Mutter, welcher die Jahre all' das gegeben hatten, was wirkliche Frauenschönheit ausmacht. Madeleine's Gesicht, ihre ganze Erscheinung war wie ein weißes, unbeschriebenes Blatt, auf dem kein bedeutendes Wort, keine ernste Linie gezogen war; ihr Auge blickte nur kindlich froh, nur ahnungslos in die Welt; keine Sorge, kein trüber Gedanke hatte je eine Falte auf ihrer reinen Stirn gezogen, noch kein Schmerz ihre Lippen zusammengepreßt, und kein Sturm ihr liebliches Köpfchen gebeugt.

Die Schönheit der Mutter war durch's Leben, durch Erfahrungen geläutert: dieselbe Weichheit wie in den Zügen der Tochter, war da zu finden, dieselben großen, dunkeln Augen, die hier aber ernst und traurig blickten, und oft, zumal wenn sie auf der Tochter ruhten, Angst und rührende Besorgniß aussprachen. Eine schmerzliche Resignation lag in ihrem Gesichte, zuweilen etwas wie Furcht oder Schreck, ein Grauen, ein Bangen, das wie ein Schatten kam und ging. — Was hatte das Leben diesem Weibe gethan, was ihrer Schönheit einen so traurigen Charakter verliehen? So

fragte unwillkürlich Jeder, der Frau Wassenberg zum ersten Male sah. Niemand wußte es, wenigstens hier in Davos Niemand. Wer wollte, fand jedoch eine Erklärung in ihrer Wittwentrauer: Elisabeth Wassenberg's Gatte war vor kaum zwei Jahren gestorben. Sie war in Begleitung ihres Schwagers nach Davos gekommen, wo sie einige Wochen, vielleicht Monate, zur Kräftigung ihrer sehr angegriffenen Gesundheit bleiben werde. Das wußte man von ihr, mehr nicht. Sie mischte sich wenig unter die übrigen Curgäste, man sah sie meist nur mit ihrem Schwager, der ihr all' seine Zeit widmete. Man bewunderte die Sorge des Banquier Wassenberg für die Wittwe seines Bruders: nicht genug, daß er die Verwaltung des großen Vermögens der Nichte in seine Hand genommen, obwohl er mit Geschäften überhäuft war, er hatte die Schwägerin und Nichte auch nach der Schweiz begleitet in einem Augenblicke, wo er, wie man in seiner Heimathstadt ganz gut wußte, dort fast unentbehrlich war. Frau Elisabeth Wassenberg erkannte das auch an und redete nur mit der höchsten Achtung von ihrem Schwager. Und doch, sonderbar! ein aufmerksamer Beobachter konnte bemerken, daß sie in seiner Gegenwart eine Unsicherheit verrieth, die sonst lange nicht so schroff hervortrat. Vielleicht irrte man sich auch, wie auch darin, daß Viele an dem Banquier einen Zug von

eiserner Strenge, ja Härte wahrnehmen wollten; seine Feinde — wer hätte die nicht, zumal wenn er reich und glücklich ist? — nannten es sogar Gefühllosigkeit. — Der Banquier war ja die Milde und Nachsicht elbst; er sprach immer nur freundlich mit Jedermann, liebevoll selbst dann, wenn er mit eiserner Consequenz auf dem einmal Geforderten beharrte und keinen Widerspruch duldete. Widerspruch war übrigens bei der schönen Wittwe nie zu fürchten, sie unterwarf sich blind der Leitung des erfahrenen Schwagers; ersetzte er ihr doch den verlorenen Gatten, dessen Stütze sie und Madeleine gewiß sehr vermissen mußten. — So meinten die Leute. —

„Madeleine“, sagte jetzt Frau Elisabeth — sie waren schon eine geraume Zeit auf der Landstraße gegangen und hatten sich weit vom Curhause und den übrigen Spaziergängern entfernt, „Madeleine, weißt Du schon, daß morgen Tante Armgard und Felix hier ankommen werden?“

„Tante Armgard, Cousin Felix!“ rief Madeleine erstaunt, „kommen sie wirklich schon? Mama, weder Du noch der Onkel sagte mir ein Wort davon! Woher weißt Du es denn?“

„Nun, durch einen Brief, Kind,“ entgegnete die Mutter lächelnd, „welchen der Onkel heute erhielt, Du warst gerade so in Dein Spiel vertieft, daß wir Dich

nicht unterbrechen wollten. Du freust Dich doch, mein Kind?" fügte sie nach einer Pause hinzu, während ihr Auge prüfend von der Tochter zum Schwager gewandert war.

Madeleine zögerte mit der Antwort, um die sie verlegen schien.

„Nun," sagte der Banquier halb scherzhaft, halb mißbilligend, „es scheint, die Freude ist zu tragen."

„Onkel", entgegnete Madeleine zögernd, „es ist mir schon ganz recht, daß Tante Armgard und Felix hierherkommen, ich wußte das ja auch; nur...", sie hielt inne, als fürchte sie fortzufahren.

„Nun", fragte der Banquier, „was gibt's denn für ein Nur?" Dabei sah er die Nichte mit seinen durchdringenden Blicken scharf an. Madeleine schlug die Augen nieder und schwieg, bis ein neues, „nun, Madeleine" sie zur Antwort mahnte.

„Weißt Du, Onkel", sagte sie endlich schüchtern, „ich habe Cousin Felix so lange nicht gesehen und da"

„Und da fürchtet die kleine Madeleine, sie möge dem großen, weitgereisten Cousin nicht mehr gefallen," sagte der Banquier lachend. „Warte nur, mein Kind, wir werden schon sehen, wie die Sache geht; fürchte nur nichts, ein paar Tage bleibe ich vielleicht auch noch hier und da will ich schon sorgen, daß der große Cousin der kleinen Cousine fein liebenswürdig be-

gegnet. Wir wollen ihn schon lehren, wie er mit der Dame zu reden hat, wenn er es nicht schon kann, meinst Du nicht, Madeleine?" Es lag Spott in den Worten des Banquiers, der dem jungen Mädchen, trotz des väterlichen Tones, nicht entging; sie erwiederte daher rasch: „Danke, Onkel, ich glaube ich bin wirklich alt genug, dafür selbst zu sorgen."

„Ach, sieh! die Kleine fühlt sich!" rief der Banquier lachend, „ich bin neugierig zu sehen, wie die feindlichen Geschwisterkinder einander gegenüberstehen."

„Das wirst Du nicht sehen, Onkel," sagte Madeleine gereizt; „wir werden uns nicht feindlich gegenüberstehen, ich bin, seit wir uns zuletzt sahen, doch auch klüger geworden, und lasse mich nicht mehr so leicht außer Fassung bringen, wie damals, als ich kurz vor Papa's Tod in den Ferien zu Hause war, Du weißt Onkel, da mochten wir beide uns nicht recht leiden — eigentlich kann ich nur von mir reden, Felix war mir unausstehlich, ja unausstehlich", wiederholte sie trotz des mißbilligenden Blickes ihrer Mutter: „Felix, natürlich, that als kümmere er sich nicht um das Schulmädchen, aber er neckte mich doch den ganzen Tag, das war nicht recht."

„Aha, da liegt's!" lachte der Banquier. Sein Lachen war Madeleine unangenehm, sie trat von ihm zurück an die Seite ihrer Mutter. Der Banquier

schien das nicht zu bemerken, denn sein Lachen ward immer heiterer. „So, so," sagte er endlich mit einem vielsagenden Blicke zu seiner Schwägerin, „das ist's also! Der kleine Krieg hat nichts zu sagen, — ist nicht gefährlich, nicht wahr, geehrte Frau Schwägerin, was sich neckt?"

Elisabeth nickte stumm und ging, in Gedanken verloren, weiter; nach einer Weile sagte sie, wie zur Entschuldigung ihrer Tochter: „Madeleine ist noch sehr jung, lieber Schwager, ein Kind, das oft thörichtes Zeug redet, ohne darüber nachzudenken."

„Aber, Mama," —

„Still, mein Herz! Ich hoffe, Du wirst die alten Kindereien vergessen und kein albernes Mädchen sein, wie damals, Tante Armgard würde sehr böse werden."

„Und Du, Mama?" fragte Madeleine schmeichelnd.

„Natürlich müßte ich sehr bedauern, wenn Du Armgard den Aufenthalt hier, den sie nur uns zu liebe wählt, unangenehm machtest durch Kindereien, ich würde dann ernstlich einschreiten; Du weißt, was wir dem Onkel und der Tante schuldig sind, und Du bist ein dankbares Kind, nicht wahr, mein Herz?"

Madeleine schwieg: sie sah verstohlen zu dem Oheime, dessen „bitte, bitte Elisabeth, Madeleine ist ja noch ein Kind, und dazu unser aller Liebling, die

einzige Tochter meines armen Bruders", den Blick des jungen Mädchens nicht freundlicher machen konnte. Warum sollte sie denn durchaus liebenswürdig für den Cousin sein, den sie ja nie leiden konnte? — Doch wozu jetzt schon an Morgen denken? Das Heute ist zu schön, als daß es den Gedanken an ein weniger schönes Morgen aufkommen lassen könnte, dachte sie dann, und achtete nicht auf das ernste Gesicht ihrer Mutter und das sonderbare Lachen des Vormundes.

In diesen Abendstunden ist das Davoser Thal wunderbar schön, seine melancholische Düsterheit ist mit der Dämmerungsstille Eins geworden, Ruhe und Friede zieht in das vom Tag- und Weltgeräusche müde Menschenherz, und ein Heimatsgefühl schleicht sich wohlthuend ein! Jetzt muß man durch's Thal gehen, dem rauschenden Bache nach, oder seinen Wellen entgegen, Wasser, Luft und Berge flüstern dann Worte, die es nimmer vergessen lassen.

Die drei Spaziergänger folgten fast unbewußt dieser lockenden Zaubermacht, und waren weiter gegangen, als ihre Absicht gewesen, die letzte Viertelstunde ohne nur ein Wort zu deren.

Der Banquier brach zuerst das Schweigen, indem er sagte: „Wollen wir umkehren, es wird spät und Sie scheinen müde, Elisabeth." Zugleich rief er Madeleine, die Blumen pflückend vorausgeeilt war, zurück.

Auch auf dem Heimwege sprach nur der Banquier, und auch er nur über gleichgültige Dinge. Elisabeth antwortete zuweilen mit einem einsylbigen Ja oder Nein, während Madeleine gleich wieder an ihr Blumensuchen ging, wobei sie sich von der Straße entfernte und einen weiter oben am Abhange des Berges durch die Wiesen ziehenden Fußpfad einschlug, was jedoch weder der Banquier noch Frau Wassenberg bemerkten.

„Ich hoffe, Armgard's Kommen wird Ihnen angenehm sein", sagte jetzt der Banquier; „es ist mir lieb, daß sie sich so bald entschlossen hat, ich hätte Sie nicht gern allein gelassen, Elisabeth, und meine Anwesenheit zu Hause ist dringend nothwendig. Ich bin überzeugt, mein Sohn und meine Frau werden das Ihrige thun, Ihnen die langen Wochen eines sehr einförmigen Aufenthaltes erträglich zu machen."

„Ich langweile mich nicht, lieber Schwager," erwiederte Elisabeth, „doch ich erkenne dankbar an, wie freundlich Armgard ist."

„Pah, freundlich! es ist nicht aus Freundlichkeit allein, daß sie hieher kömmt, Sie wissen das; meine Frau würde mir wenig danken, spräche ich immer nur von Freundlichkeit. Es ist Pflicht, — nur Pflicht, weiter nichts! — Zudem — Sie kennen ja die Absichten meines Bruders in Betreff Madeleinen's, und

daß wir sie unterstützen, bedarf doch keiner Erklärung, auch das Warum muß Ihnen verständlich sein. Sie kennen uns lange und auch gut genug, um uns keine eigennützigen Gedanken dabei unterzuschieben. Felix ist reich!"

„Mein lieber Schwager!", unterbrach ihn Elisabeth.

„Warum soll ich es nicht sagen?" fuhr der Banquier fort, „Felix ist reich genug, um nicht auf Madeleinens Geld sehen zu müssen, Sie wissen das, er ist ja mein einziger Sohn. — Mein Bruder wünschte die Verbindung der Kinder, und ich sehe keinen Grund, warum wir seinen letzten Wunsch nicht erfüllen sollten; sein Leben war trotz des vielen Glanzes nicht immer rosig."

„Bester Schwager!" bat Elisabeth mit leicht zitternder Stimme.

„Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, nicht alle Naturen sind selbstlos genug, ein kleines Opfer zu bringen, und es dann vergessen zu können — Vergessen liegt ja überhaupt kaum in unserer Macht und Sie"....

„Bitte, reden Sie nicht davon!"

„Wenn es Ihnen peinlich ist, gewiß nicht, ich wollte Sie auch nicht verletzen, ich möchte Ihnen nur zeigen, wie Sie jetzt gut machen können."

„Gut machen!“ erwiederte Elisabeth in einem Tone, der die Mitte zwischen dem tiefsten Leid und dem bittersten Spotte hielt. „Gut machen, natürlich, wo ich so viel verschuldet habe!“

„Aber, meine liebe Schwägerin, wie können Sie sich nur so ereifern?“ sagte der Banquier mit eisiger Ruhe, „von Verschulden ist gar nicht die Rede, in jeder Ehe gibt es kleine Zwiste, die Ihrige war noch nicht die schlimmste. Ich meinte nur, Sie müßten eine Beruhigung darin finden, den letzten Wunsch Ihres Gatten zu erfüllen, abgesehen davon, daß Madeleine und auch Sie einer Stütze bedürfen.“

„Sie waren in diesen zwei Jahren so unendlich gut für uns! Ich vergesse das nie“, rief Elisabeth mit Wärme.

„Ah! lassen Sie das, Schwägerin, Pflicht! nichts weiter! Und dann, Madeleine ist mir eine liebe Tochter, jetzt schon, ich möchte sie bald mit Recht so nennen dürfen. Auch Felix, Sie wissen, würde sicher die Interessen seiner Frau zu seinen eigenen machen.“

„Ich hoffe es,“ sagte Elisabeth, „ich will ja nur meines Kindes Glück.“

„Natürlich, wie wir Alle, und darum eben soll Madeleine sich bald verheirathen, später wird es viel schwerer sein, eine passende Parthie für sie zu finden: Mädchen, so hübsch und reich wie die Kleine, werden

gar oft nur ihrer Schönheit und ihres Geldes wegen geheiratet, davor wollen wir Madeleine bewahren.“

„Sie sind sehr gut, ich kann Ihnen nie genug danken.“

„Aber, liebe Schwägerin, wozu denn danken? Die Familie steht ja über Allem.“

„Ja,“ sagte Elisabeth, und ein leichter Seufzer stahl sich von ihren Lippen, „ich weiß das, die Wassenberg hielten es immer so. — Wenn Madeleine nicht widerstrebt, meiner Einwilligung können Sie gewiß sein.“

„Aber warum sollte Madeleine? Die kindischen Neckereien haben nichts zu bedeuten, sie werden aufhören, Felix wird Ernst machen, denken Sie nur an den Unterschied von heute und damals, drei Jahre! Madeleine war noch ein Kind, Felix ein Mann, der viele Frauen kannte, den das Cousinchen langweilen mußte; dazu kam dann noch die kleine Passion, Sie erinnern Sich, lächerliche Geschichte! die ihm total den Kopf verrückte, er konnte kein Auge für das Kind haben, das damals — verzeihen Sie — eben nur ein vorwitziges Schulmädchen war. Doch das ist längst vorbei. Madeleine ist erwachsen, hübsch, es gibt wenig hübschere Mädchen, drei Jahre verwischen viel; die Beiden sind für einander geschaffen; Felix, ich

kann es sagen, ohne daß Sie den Vater lächerlich finden werden, ist auch ein hübscher Junge."

„Wir wollen das Beste hoffen," sagte Elisabeth.

„Nein, das Beste thun," meinte der Banquier, „wir wollen es an nichts fehlen lassen."

„Wo ist denn nur Madeleine?" fragte jetzt Elisabeth, durch das Gespräch an die Tochter erinnert, „wir haben sie ganz aus den Augen verloren."

„Sie können ohne Sorge sein," beruhigte der Banquier," hier kann man sich nicht verirren, es wird ihr wohl nichts zugestoßen sein, sie liebt das Umherstreifen. — Doch, dort ist sie ja!" fuhr er nach einer Pause fort, in der sie rascher gegangen waren. „Wer in aller Welt ist denn bei ihr? Kennen Sie den Herrn? Es muß ein Fremder sein! Wie kommt sie denn zu dem? Die Kleine ist sonderbar, mit Jedermann spricht sie, fragt nie nach Wer und Was, sie ist zu sorglos naiv."

„Aber, mein Gott, was mag ihr nur geschehen sein?" fragte Elisabeth ängstlich, als sie beim Näherkommen sah, wie Madeleine auf einem umgestürzten Baumstamme saß und keine Miene machte, ihnen entgegen zu gehen. Sie eilte ihrem Schwager voraus.

„Madeleine, mein Kind," rief sie schon von weitem, „Du mußt Dich nicht so sehr entfernen, Du

weißt, wie leicht ich mich ängstige! Und jetzt komme doch, die Abendluft ist zu kühl, um hier zu sitzen! Oder kannst Du nicht gehen? was hast Du denn?"

„Liebste Mama, ich bin noch so erschrocken," entgegnete Madeleine rasch, ohne jedoch dem Befehle ihrer Mutter zu folgen, „und Du hast wirklich Ursache ein wenig besorgt zu sein," fügte sie lachend hinzu.

„So rede nur, was ist denn geschehen?" fragte Elisabeth ängstlich, und trat näher zu ihrer Tochter.

„Denke nur, Mama," sagte Madeleine, „ohne Hülfe dieses Herrn läge ich jetzt dort droben im Bache, vielleicht gar mit zerbrochenen Gliedern."

„Sie überschätzen den kleinen Dienst, Fräulein," unterbrach sie der Fremde, der bei Elisabeth's Näherkommen grüßend zur Seite getreten war.

„Nein, nein," eiferte Madeleine, „es ist so!"

„Aber, liebes Kind, so rede doch nur, was hast Du? bist Du verletzt," bat Elisabeth, immer noch nicht beruhigt.

„Siehst Du, Mama, ich wollte von den schönen Nelken dort oben am Wasserfalle holen, und lief den Berg hinauf ohne darauf zu achten wohin; nachdem ich genug Blumen hatte, wollte ich mich beeilen wieder herunterzukommen, ich sah Euch von weitem, da war ich etwas zu hastig und beim Ueberspringen des

kleinen Baches, gerade dort oben am Wasserfall bei der Mühle, Du kennst die Stelle Mama, es ist keine Brücke dort, man springt aber leicht von einem Stein zum andern, da glitt ich aus, und wäre gewiß in's Wasser gefallen, wenn der Herr mich nicht zur rechten Zeit gehalten hätte. — Ich war so erschrocken, ohne Hülfe wäre ich kaum im Stande gewesen, bis hierher zu gehen. — Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll," fügte sie mit einem freundlichen Blick auf den Fremden hinzu.

„Bitte, Fräulein", sagte dieser abwehrend, „reden Sie nicht davon, ohne Zweifel war mein plötzliches Erscheinen Schuld an Ihrem Erschrecken, und das ließ Sie ausgleiten."

„Nein, nein," betheuerte Madeleine, „nur meine Ungeschicklichkeit."

„Wie dem auch sei," sagt Elisabeth mit Wärme, „meine Tochter und ich, wir sind Ihnen zu großem Dank verpflichtet."

„Ja," fiel der Banquier ein, der während Madeleinen's Erzählung näher gekommen war, „wenn meine Nichte durch ihr tolles Umherstreifen nicht noch den Hals bricht, ist's ein Wunder, sie wird nimmer vernünftig! — Merke Dir's aber, Kleine, der Retter ist nicht bei jeder Gefahr so nahe zur Hand."

„Aber dieses Mal war er's, und das will ich nie

vergessen!" rief Madeleine mit mehr Feuer, als der Banquier für nöthig hielt, denn er sprach mit einem spöttischen Lächeln, das dem Fremden nicht entging:

„Natürlich, kleine Enthusiastin, man liebt eine jede Gefahr, wenn sie vorüber, so groß als möglich; es ist dann auch der Mühe werth davon zu reden. Schade, daß wir nicht im Jahrhundert der Drachen und Ungeheuer leben! Doch jetzt komme, wir müssen zu Tisch", fügte er bei, „es ist auch schon ganz dämmerig."

Madeleine stand rasch auf; ein halbunterdrückter Schmerzensruf entfuhr dabei ihren Lippen.

„Du hast Dich doch beschädigt, Kind," fragte Elisabeth besorgt, „warum sagtest Du das nicht gleich?"

„Es ist nichts, Mama, nur der Fuß schmerzt beim Auftreten; wirklich nichts!" beruhigte Madeleine.

„Dann ziere Dich auch nicht, es ist lächerlich," sagte der Oheim ärgerlich.

Madeleine warf ihm einen unwilligen Blick zu, entgegnete aber kein Wort.

Frau Wassenberg wandte sich zu dem Fremden und sagte: „Gehen Sie vielleicht mit uns nach dem Hôtel, Sie gehören doch wohl auch zu den Curgästen von Davos?"

„Ja, seit einigen Stunden," entgegnete der Fremde, „ich wohne im Curhaus."

„Wir auch,“ rief Madeleine, „das ist hübsch! Bleiben Sie lange hier?“

„Einige Wochen.“

„Sie sind leidend?“ fragte Elisabeth und sah mit regerer Theilnahme auf den Fremden. Auch Madeleine schaute ihren Retter jetzt erst genauer an. Er war ein Mann von vielleicht dreißig Jahren, seine Züge, so viel man bei der zunehmenden Dämmerung sehen konnte, waren angenehm, wenn auch nicht gerade schön; seine Art zu sprechen, sein ganzes Wesen verrieth den Mann von Stand und Bildung, der vermöge seiner Lebensstellung zu den obern Klassen der Gesellschaft gehört. Er war groß und seine Haltung hatte etwas Militärisches, seine Kleidung war die eines Touristen aus den bessern Ständen.

„Leidend,“ erwiderte er auf Elisabeth's Fragen, „das gerade nicht; eine Wunde, ein Andenken an den letzten Krieg, macht sich zuweilen etwas bemerkbar, und dagegen rieth mir der Arzt eine Zeit lang Ruhe und eine stärkende Gebirgsluft, beides hoffe ich hier zu finden.“

„Sie waren in dem furchtbaren Kriege von Sechsundsechszig,“ rief Madeleine, „und sind verwundet worden! mein Gott, wie schrecklich! traurig!“

„Der Krieg? allerdings er war traurig, hätte nicht

trauriger sein können! wolle Gott, daß nie mehr ein gleicher geführt werde," sagte der Fremde.

„Große Ziele verlangen große Mittel", warf der Banquier ein. „Sie sind Offizier?"

„Ich war es."

„Sie nahmen Ihren Abschied!"

„Der lahme Arm zwang mich dazu."

„Und jetzt, was thun Sie jetzt?" fragte Madeleine in einer Regung von kindischer Neugier.

„Madeleine!" verwies leise die Mutter.

„Jetzt," erwiderte der Fremde lächelnd, „baue ich meinen Kohl und meine Kartoffeln, und versuche Landwirth zu sein."

„Alles will eben erlernt werden," bemerkte der Banquier.

„Wie traurig!" sagte Madeleine.

„Landwirth zu sein?"

„O nein, das nicht; ich glaube, man ist nirgends so glücklich als auf dem Lande, ich möchte, wir lebten immer da. — Aber es ist doch traurig aus einem Berufe, den man liebt, an den man sich gewöhnt hat, fortgerissen zu werden, und wenn man glaubt, fest zu stehen, von Vornen anfangen zu müssen und —"

„Und dazu zum Krüppel geschossen zu sein, nicht wahr?" fiel der Fremde mit einem Anflug von Bitterkeit ein.

„Nein, nein, das meinte ich nicht," betheuerte Madeleine eifrig, „gewiß nicht! ich wollte Ihnen doch nicht wehe thun durch ein Erinnern an etwas, das Sie vielleicht gern vergessen möchten, das Sie aber in den Augen Aller nur erhebt!"

„Sie denken sehr freundlich, Fräulein."

Der Banquier brach hier mit einer Frage das Gespräch der Beiden ab, und Madeleine legte den Weg zum Gasthaus schweigend zurück, obwohl sie gerne mehr von dem Fremden gewußt hätte. Der Onkel redete jedoch nur Dinge, die sie nicht interessiren konnten. —

Die Glocke rief gerade zu Tisch, als sie in die Thür des Speisesaals traten, der mit seinen grünen Draperien und Vorhängen, dem Getäfel von Arvenholz, den hübschen Lampen und großen Spiegeln, einen angenehmen Eindruck auf den macht, der unterwegs gar manches gehört hat, was den großartigen Zeitungsannoncen der Heimat widerspricht. Hôtel und Pension zum Curhaus bemühte sich sehr, seinen Gästen das Leben erträglich zu machen. — Der große hufeisenförmige Tisch war fast ganz besetzt; die heutige Post hatte viele Fremde gebracht, und der Platz, den die Wassenberg einnahmen, war lange nicht mehr am Ende, und Madeleinen's Retter, wie sie im Stillen den jungen Mann nannte, saß weit von ihnen ent-

fernt. Sie hätte ihn gern in ihrer Nähe gesehen; er sprach so angenehm, hatte sie so sorglich geführt und so freundlich über ihren kleinen Unfall getröstet; er interessirte sie überdies, ihr Mitgefühl, mehr noch ihre Neugier war geweckt. Das war verzeihlich, sie war ja noch ein Kind!

Nach Tisch zog sich Frau Wassenberg meist gleich auf ihr Zimmer zurück, wohin ihr heute Madeleine folgen mußte; die besorgte Mutter verlangte Ruhe für den schmerzenden Fuß und der Banquier begleitete sie: er müsse den kleinen Wildfang wohl untergebracht wissen. Madeleine war ärgerlich über ihren Unfall, sie wäre gern unten geblieben, die Jugend machte gewöhnlich noch irgend ein Spiel, nur mit schwerem Herzen folgte sie der Mutter; sie beneidete die Zurückbleibenden, und an der Thüre warf sie noch einen bedauernden Blick über den Saal, er blieb auf dem Fremden haften, der in einer Fensternische stehend mit einem Herrn sprach und ihr Weggehen nicht bemerkte.

Oben im Zimmer, das sie neben ihrer Mutter bewohnte, nachdem der beschädigte Fuß untersucht und wirklich gesund befunden worden war, als sie lange schon zu Bette lag, horchte sie noch auf jedes Geräusch, das von unten herauf drang, und sich in ihren Schlaf stahl, in dem manch' verworrenes Traum-

bild, wo der Fremde nicht die kleinste Rolle spielte, sie freundlich umgaukelte.

Sie schlief schon lange, es war schon spät in der Nacht, als die Mutter an ihr Bett trat.

Sie stand einige Minuten still und sah das liebliche Gesicht der Schlafenden mit einem traurigen Blicke an. Der Schein der Nachtlampe fiel auf das junge Mädchen, das sorglos dalag, wie ein Kind. Elisabeth beugte sich über die Tochter und berührte ihre Stirn leicht mit den Lippen: „Schlafe nur“, sagte sie leise, „im Schlaf allein ist Glück, ungetrübtes Glück, wer weiß, was Dir das Wachen bringt!“

Madeleine bewegte jetzt ihre Lippen, als wolle sie reden und lächelte froh und glücklich; ihr Lächeln rief einen Wiederschein auf dem ernsten Gesichte der Mutter hervor, die jetzt die Lampe mit einem Schirme bedeckte und das Zimmer verließ.

---

## Zweites Kapitel.

### Augentrost.

Banquier Wassenberg pflegte hier in Davos wie zu Hause seine Abende am Whisttische hinzubringen. Er war ein leidenschaftlicher Spieler; bald nach seiner Ankunft war es seine größte Sorge gewesen, sich nach einer Whistpartie umzuschauen: er hatte eine gefunden, die, wenn sie auch nicht allen seinen Ansprüchen entsprach, doch besser wie keine war, und hier, in den Bergen, durfte man es ja nicht so genau nehmen. — Ein seltsam zusammengewürfeltes Whist!

Aus vier Weltgegenden saßen sie sich gegenüber: ein Russe, ein Italiener, ein Amerikaner und der deutsche Banquier. Die beiden Ersten boten wenig Interessantes, sie mochten wohl im Leben wie im Spiele mittelmäßig sein, Durchschnittsmenschen, nicht ausgezeichnet, weder im Guten noch im Schlimmen. Anders der Amerikaner: er war Meister im Spiele, seine Erscheinung hatte etwas Eigenthümliches, man ward nicht leicht klug aus ihm, er fiel Jedermann

auf, ohne daß Einer gewußt warum; der Banquier schätzte ihn wegen seines guten Spieles, sonst kannte er ihn kaum, wie überhaupt Niemand etwas von ihm wußte. Er war ein sonderbarer Mann. — Warum er eigentlich so lange in dem abgelegenen Hochthale blieb, konnte man nicht begreifen: er sah nicht krank oder leidend aus; als er, ein paar Tage nach den Wassenberg, angekommen war, hatte man geglaubt, er sei ein vorübergehender Tourist, damals schien es auch so, und jetzt blieb er von Tag zu Tag. Was that er hier? Er suchte keine Bekanntschaften anzuknüpfen, verkehrte mit Niemand, sprach kaum, und wenn er es that, so lag in seiner Art immer etwas Befremdendes, Zurückhaltendes, — doch war er ausgesucht höflich. Er sprach vollkommen geläufig Deutsch, nur mit fremdem Accent. — Winter, so hieß er, mochte ein Fünfziger sein, beim ersten Blick hielt man ihn zwar für älter — er selbst nannte sich einen alten Mann — aber daran mochte wohl sein sonngebräuntes Gesicht, seine stark ins Graue spielenden Haare und sein grauer Bart schuld sein. Er sah aus wie ein Mensch, der viel gereist, und dem das europäische Leben fremd ist, dazu trug vielleicht auch seine Kleidung, bei der er mehr auf Bequemlichkeit als auf Eleganz zu sehen schien, etwas bei; die Meisten meinten, diese hellen Stoffe und sein großer breitrandiger

Strohhut paßten besser auf eine amerikanische Baumwollplantage als in die Schweizer Berge. Mr. Winter, wie ihn Alle nannten, — das deutsche Herr wollte Niemand für ihn gefallen — wurde daher bald von Allen für einen Amerikaner gehalten, obwohl er niemals seine Heimat nannte. Er mußte reich sein, — welcher Unbekannte wird nicht für reich gehalten? — sein ganzes Auftreten sprach auch dafür, er selbst, natürlich, redete davon nicht, wie überhaupt nie von sich; sogar Madeleine Wassenberg, die Einzige, der er zuweilen von seinen Reisen erzählte, wußte nichts Näheres über ihn. Sie hatte dies Bekanntsein mit ihm nicht gesucht: auf einem ihrer Morgenspaziergänge, die sie meist allein machte, war er ihr begegnet, und mit ihr gegangen, seitdem traf sich das öfters, zuerst zufällig, dann durch Uebereinkommen. Madeleine zeigte großes Interesse an den Reiseerlebnissen des Amerikaners, er fand Gefallen an ihrem offenen, kindlichen Wesen, und bald war es selbstverständlich, daß sie zusammengingen.

Der Banquier lachte mit Allen über diese ungleiche Freundschaft; Frau Wassenberg, da ihr Schwager nichts dagegen sagte, erhob keine Einrede, obwohl ihr der Amerikaner immer eine sonderbare Scheu einflößte. —

Als der Barquier, nachdem er seine Nichte auf ihr Zimmer begleitet hatte, wieder in den Speise-

saal trat, stand der Amerikaner mit dem Fremden in einer Fensternische und sprach mit ihm. Die Beiden kannten sich also! Der Banquier fühlte sich von dieser Entdeckung nicht angenehm berührt warum, war ihm selbst unerklärlich; der Offizier hatte keinen günstigen Eindruck auf ihn gemacht; an seiner äußern Erscheinung, an seinem Auftreten, fand er nichts auszusetzen, und doch verwünschte er die Begegnung mit Madeleine. Jetzt war der Fremde gar noch ein Bekannter Winter's! was war nun wohl natürlicher und einfacher, als daß der seinen Freund in aller Form vorstelle? Von einem Ignoriren konnte dann wohl keine Rede sein. Der Banquier war ärgerlich, er ahnte eine Kreuzung seiner Pläne; nur die baldige Ankunft seiner Frau und seines Sohnes, durch die er Verstärkung erhielt, konnte ihn etwas beruhigen.

Er trat an den Spieltisch, der in Ermangelung eines andern Raumes im Speisesaal aufgeschlagen war; der Russe und der Italiener warteten schon. Der Banquier entschuldigte sich über sein spätes Kommen. „Wie ich sehe," fügte er hinzu, „ist Mr. Winter auch noch beschäftigt, und vielleicht gar nicht zum Spielen geneigt."

„Doch, doch", entgegnete Winter, welcher die letzten Worte gehört hatte und sich dem Spieltische näherte, „mein Freund, Baron Brunow, entschuldigt

mich schon, nicht wahr? — Sie wissen, mein Lieber, ältere Verpflichtungen haben das Vorrecht; später plaudern wir noch ein Stündchen, wenn es Ihnen recht ist", fügte er hinzu. „Die Herren kennen sich nicht, glaube ich; Sie erlauben, daß ich vorstelle?"

Die von dem Banquier gefürchtete Vorstellung folgte nun doch, er konnte sie nicht umgehen, und sagte daher mit einem verbindlichen Lächeln: „Wir Beide kennen uns eigentlich schon; Baron Brunow hat meiner Nichte heute schon einen großen Dienst geleistet und sich so auf's Beste eingeführt."

„Ah, meiner kleinen Freundin!" fiel Winter ein; „Sie müssen nämlich wissen, lieber Brunow, Fräulein Wassenberg und ich sind die intimsten Freunde, und ich bin sehr erfreut, daß gerade Sie ihr einen Dienst leisteten; — übrigens", fuhr er zu den Anderen fort, „scheint Baron Brunow sich oft auf solche Art vorzustellen; auch ich verdanke mein Bekanntsein mit ihm einem solchen Dienste, welchen er dem ihm Fremden leistete."

Der Italiener zeigte lebhafte Neugier, die Geschichte zu hören, und Winter wäre bereit gewesen, zu erzählen; allein Brunow wehrte ab: „Es ist eine Kleinigkeit, nicht des Erzählens werth; jedenfalls ist Ihr Spiel interessanter."

„Nun, so ein anderes Mal," meinte der Banquier, „wir wollen an unsere Parthie gehen."

Ihm lag augenscheinlich Nichts an der Geschichte.

Baron Brunow, nachdem ihm Winter noch zugerufen, ja nicht zu vergessen, daß sie sich eigentlich noch kaum gesprochen, und er noch Manches zu sagen habe, verließ das Zimmer.

Die Bemerkung des Amerikaners rief ein leichtes Kopfschütteln des Banquiers hervor. Was konnte den schweigsamen Sonderling dem jungen Mann gegenüber so verändern, so mittheilsam machen? — Nun, alte Bekannte, dachte er dann. Wer hätte aber überhaupt an Bekannte Winter's gedacht?

Baron Brunow trat auf den großen Gang, welcher das Haus durchzieht. Vom Damensalon her tönten frohe Stimmen, welche ihn verleiteten, einzutreten.

Auch hier war die Einrichtung hübsch, fast elegant; große Spiegel hingen an den Wänden, bequeme Sofa's und Fauteuil's standen umher; ein Bücherschrank mit der nicht allzuwohl versehenen Bibliothek — meist Jahrbücher des schweizerischen Alpenklubs und Aehnliches — und das unvermeidliche Pianino fehlten nicht.

Eine Anzahl Herren und Damen hatten sich zu einem Gesellschaftsspiele, einem jener jeux d'esprit, die Alles eher als geistreich zu sein pflegen, zusammengefunden. Einige Zuhörer und Zuschauer saßen

dabei und mischten sich bisweilen ein. Es ging laut und heiter zu, das Lachen nahm kein Ende, und Brunow war, als er eintrat, einen Augenblick wie betäubt von dem Lärm. Seine Blicke überflogen rasch die Gesicher der Anwesenden; er schien die nicht zu finden, die er suchte, denn mit einem Ausdrucke der Enttäuschung verließ er, nachdem er die Aufforderung, an dem Spiele theilzunehmen, abgelehnt und einige Minuten dem Treiben zugeschaut, wieder das Zimmer. Er war ermüdet von der langen Fahrt im Postwagen von Landquart bis Davos und fühlte keine Neigung, heute schon mit all' den jungen und alten Schönen, mit Gesunden und Kranken Bekanntschaft zu machen.

Der Abend war wunderbar schön. Der Mond ging eben zwischen den hohen Bergen über dem Fluelagletscher auf und warf einen breiten Lichtstrahl in das Thal, spiegelte sich in den Wellen des Landwassers und beleuchtete die kantigen Spitzen der Schyahörner zur Rechten, während sonst Alles in tiefem Dunkel lag. Nichts regte sich, nicht das Zirpen des Heimchens, kein Nachtvogel war hörbar; kein Lüftchen wehte, Ruhe überall. In der Ferne am südlichen Thalausgange, dort, wo das Tinzenhorn mit seiner jähen Spitze, unerklimmbar, wie ein starrer Wächter, die andern Berge überragt, zuckten Blitze; hin und wieder unterbrach ein leises Rauschen in der Luft die Stille

— der Verbote eines Gewitters vielleicht — und mischte sich in das ferne Brausen des Wasserfalles. — Brunow, von der milden Nacht verlockt, verließ das Haus; der Lärm aus den Fenstern drang störend in die Stille von Außen. Er ging langsam die Landstraße hin und schlug dann den Weg ein, der hinauf nach dem Strela-Hôtel führt. Die kleinen Fenster des zu verschiedenen Zeiten, je nach den Bedürfnissen des Wirthes zusammengeflickten Gebäudes waren hell erleuchtet; unten auf der Gallerie, die an zwei Seiten des Hauses angebracht ist, und im Hofe bewegten sich dunkle Gestalten: die Fremden, welche der Abend noch im Freien hielt. Brunow ging an dem Hause vorbei, obwohl er Bekannte da hatte, die ihn gewiß auch noch am späten Abend gern gesehen hätten. Seine Absicht war gewesen, im Strela-Hôtel abzusteigen, Mangel an Platz hatte ihn in's Curhaus gebracht, und jetzt, da er Winter dort gefunden, beschloß er auch zu bleiben. Sonst wäre ihm Hôtel Strela mit seinem einfacheren, ländlicheren Aussehen und Gebräuchen, vielleicht lieber gewesen als das große elegantere Curhaus, da er daselbst dem leidigen gesellschaftlichen Zwange mehr überhoben war. Brunow gehörte nicht zu den Menschen, die in die Berge kommen, sich mit dem Anblick des Gebirges von unten begnügen und die tausend Bedürfnisse der Städte nicht missen können: er wollte

Land und Leute kennen lernen. Die kahlen Höhen, die nackten Felsen, die dunklen Wälder zogen ihn an — jetzt schon, da er nur wenige Stunden hier war.

Er ging langsam, planlos, er wollte nur umherstreifen; obwohl ermüdet, fühlte er doch keinen Schlaf. Das Neue, in welcher Art es an uns tritt, übt immer einen mächtigen Reiz, und wenn auch Brunow's gesunder und kräftiger Natur jeder Zug von Schwärmerei fehlte, so rief doch die milde Nacht in dem melancholischen Thale Gedanken in ihm hervor, die, während sie sonst nur wie Schatten kamen und gingen, ihn jetzt lange beschäftigten. Und doch waren die heutigen Ereignisse, die Begegnung mit Madeleine Wassenberg, die wie eine liebliche Fee glückbringend ihm beim Eintritt in ein neues, fremdes Leben entgegentrat, und das Wiedersehen eines Freundes, wie Winter, den hier zu finden er nie geträumt — nur freudige, und wohl geeignet, rosige Bilder in ihm hervorzurufen. —

Baron Hans v. Brunow war einst ein Glückskind gewesen. Obwohl seine Familie außer einem alten Namen von gutem Klang nicht viele irdische Güter besaß und die wenigen noch durch einen übergroßen Kindersegen auf Null heruntergekommen waren, so hatte doch Hans, der älteste der vielen Brüder und Schwestern, niemals etwas vermißt. Schon an seiner Wiege war For-

tuna in Gestalt eines alten Generals, des besten Freundes seines Vaters gestanden, der ihn jahrelang treu begleitet und Alles für die Erziehung des jungen Weltbürgers that — was dem Vater, der seine Sorge unter so Vielen theilen mußte, schwer geworden wäre. Als Pathensohn eines alten Soldaten schlug Brunow natürlich die militärische Laufbahn ein. Beförderung, Gunst und dergleichen fehlten nicht; was des Generals Protection nicht ereichte, thaten Fleiß, Talent und die übrigen Vorzüge des jungen Mannes; sein Weg durch's Leben schien mühelos, und fast spielend erreichte er Das, wozu Andere Jahre der Mühe brauchen. Der General konnte mit Ruhe der Zukunft Brunow's entgegensehen; als er starb, stand der junge Offizier fest auf eigenen Füßen. Freilich Reichthum hinterließ ihm auch der Pathe nicht, aber er fragte danach kaum; ihm lag ja Leben und Welt offen, er brauchte nur hineinzugreifen, jede Mühe und Anstrengung schien ihm ein Spiel.

Da machte der unselige Krieg des Jahres Sechsundsechszig mit einem Schlag Allem ein Ende, der Krieg, den Brunow, wie so Viele, mit Freuden begrüßt hatte, der ihm, wie Tausenden, so großes Leid brachte.

Bei Sadowa lähmte ihm eine Kugel den linken Arm. Es war ein harter Schlag, der erste, der ihn traf! Vorbei war es nun mit all den großen Hoff-

nungen, die er auf seinen ihm lieben und theueren Beruf gesetzt hatte, vorbei mit all dem Schimmer und Glanz einer ruhmvollen militärischen Laufbahn, vorbei mit allen geträumten Ehren, der Weg war abgeschnitten, es galt einen neuen zu suchen! Wie Brunow das aufnahm, wie er es trug, wer vermöchte das nachzuempfinden? Wie er die langen Wochen und Monate der Hülflosigkeit, des Krank- und Elendseins hinbrachte, wo ihn der schreckliche Gedanke des „Was jetzt" Tag und Nacht verfolgte, wer könnte das ausmalen? Sein froher Lebensmuth war tief erschüttert, und daß er ihn damals nicht ganz verlor, dazu gehörte mehr als dem Kugelregen der Schlacht furchtlos entgegenzutreten. Die Sorge, die Liebe der Seinen, halfen ihm tragen; ihretwegen raffte er sich auf, ihretwegen übernahm er die Verwaltung des väterlichen Gutes, arbeitete sich hinein, und die Arbeit gab ihm die Hoffnung wieder und die Freude am Leben. Er hatte jetzt die ernste Seite desselben kennen gelernt, er war geläutert aus der Prüfung hervorgegangen und blickte wieder hell in die Zukunft. Die neue Arbeit hatte auch ihren Reiz; er liebte sie bald, und nach dem Tode seines Vaters war er fest entschlossen, seine ganze Kraft dem Gute an der Ostsee zu widmen.

Zwei Jahre waren jetzt bald vergangen seitdem, und Hans von Brunow hatte noch keinen Augenblick

bedauert, sich aus dem glänzenden Garnisonsleben der großen Stadt in die Einsamkeit und Einförmigkeit des Landes versetzt zu sehen, aber doch ward das Alleinsein auf dem Gute, in dem er den trüben Gedanken die zuweilen kamen, Nahrung gab, dem jungen Manne unheilvoll. — Brüder und Schwestern, die früher das Haus belebt hatten, waren in der Welt zerstreut, verheirathet oder durch ihren Beruf festgehalten, die Mutter vor langen Jahren schon gestorben und kein verwandtes Auge, keine milde Schwesterhand war da, die Falten auf der Stirn des jungen Mannes zu beobachten und zu glätten, kein Wunder wenn da zuweilen trübe Schatten kamen und drohten sich festzusetzen! — Der Arzt hatte Brunow jetzt nach der Schweiz geschickt, und er, den die elegante Gesellschaft, in welcher er fremd geworden, nicht anzog, wählte Davos, das noch so unbekannt und weit abgelegen von der gewöhnlichen Fremdenstraße war. Die Veränderung, die Reise thaten Wunder, dazu noch die Begegnung mit dem alten Freunde — Freunde waren Brunow und Winter immer geblieben, seit jenem ersten Tage, wo sie sich auf dem Schiffe bei der Fahrt nach Rügen getroffen, und Brunow den mit ihm Fremden jenen Dienst geleistet, dessen Winter heute erwähnte, wenn sie damals auch nur wenige Tage miteinander verkehrt und sich nur selten ge-

schrieben hatten — bedarf es denn immer nur des Sehens und Gedankenaustausches, um Freund zu bleiben? Freundschaft wie Liebe kommt und geht nicht wieder, wenn's die wahre ist! Sie bleibt ewig. Sie tröstet über Vieles und verjagt manch düstern Schatten, auch die trüben Gedanken, die jetzt die Stirn des jungen Mannes bewölkten.

Jetzt fühlte er eine kräftige Hand auf seiner Schulter und eine tiefe Stimme sagte halb freundlich, halb spottend lachend: „Ei, sieh da! endlich finde ich Sie, solch' ein Träumer sind Sie geworden, wer hätte das gedacht, ein Mondscheinschwärmer, so einsam in stiller Nacht!"

„Ah, Sie sind's, mein lieber Freund!" sagte Brunow und wandte sich durch die Berührung etwas erschreckt rasch um, — er hatte Winter nicht gleich erkannt, — „mit der Schwärmerei ist's nicht so gefährlich. — Suchten Sie mich auf?"

„Nun ja," entgegnete der Amerikaner, „ich habe Ihnen ja Manches zu sagen, das ich lieber heute als morgen abmachen möchte. — Aber wollen wir nicht heimwärts gehen, es ist nicht weit von Elf, wir können am besten im Gehen plaudern?"

„Gewiß, ich habe hier nichts zu suchen", sagte Brunow, und die Beiden schlugen den Rückweg ein.

„Also einige Wochen werden Sie hier bleiben?" fragte der Amerikaner nach einer Weile.

„Ja, wenigstens einen Monat."

„So, so, und wie denken Sie die Zeit hinzubringen?"

„Nun," sagte Brunow, durch diese Frage etwas überrascht, „wie man eben eine pflichtschuldige Curzeit hinbringt, mit so wenig Langweile als möglich."

„Natürlich, und dazu haben Sie heute den Anfang gemacht."

„Wie so?"

„Nun gleich am ersten Abend machen Sie die Bekanntschaft des schönsten Mädchens hier."

„So? Fräulein Wassenberg meinen Sie?"

„Ja, wen sonst? Gefällt sie Ihnen denn nicht?"

„Gewiß, nur der Banquier —"

„Aha, dacht ich's doch," sagte Winter lachend, „da liegt's, der gefällt Ihnen nicht?"

„Nein, aber das ist ja nur der erste Eindruck."

„Meinen Sie? der ist gewöhnlich maßgebend."

„Oft! — Aber Sie —"

„Ich," unterbrach ihn Winter, „Sie wollen sagen, ich theile Ihre Ansicht über Wassenberg nicht. Mag sein, nehmen wir's an, doch das ist etwas anderes: der Banquier spielt gut; ich bin ein alter Mann, der einen anderen Maßstab anlegt als die Jugend."

„Sie sind befreundet mit der Familie?“

„Befreundet? nun, wie man’s nimmt, eigentlich kenne ich nur Madeleine, die Mutter“ — er hielt inne, dann fuhr er rasch fort, „ich habe sie noch kaum gesprochen, sie lebt sehr zurückgezogen, — der Banquier? nun, er spielt gut, wie gesagt.“

Wären sie nicht gerade im tiefsten Schatten der ersten Häuser vom Platz gegangen, und hätte Brunow das Gesicht seines Freundes beobachtet, dessen trauriger, fast finsterer Ausdruck wäre ihm nicht entgangen, und er hätte vielleicht die nächste Bemerkung unterlassen.

„Frau Wassenberg ist eine schöne Frau,“ sagte er, „und noch mehr eine interessante Erscheinung; diese Frau hat viel erlebt — wer weiß was Trauriges!“

„Meinen Sie?“ entgegnete Winter zerstreut, „ja, Sie mögen Recht haben; — doch die interessant Scheinenden sind’s oft am wenigsten, ich kenne das, Sie wissen, ich mache Studien darin; der Mensch bleibt ja immer das interessanteste Studium, man lernt da nie aus. Doch über die Wassenberg fällt mir ein, — es klingt vielleicht sonderbar, aber ich bin ja doch ein alter Sonderling, und Sie sehen dem schon etwas nach, — Sie kommen ohne Zweifel mehr mit der Familie zusammen, Madeleine’s wegen, sollte

da einmal der Zufall geben, daß von mir die Rede, bitte, dann kennen Sie mich auch nicht näher. Ich heiße Winter hier — ich sagte es Ihnen ja gleich — warum? es ist eine Laune, es ist ein Name so gut wie jeder. Man spricht vielleicht nie von mir, aber man weiß nicht, es könnte doch sein, man hat ja in dem Neste nichts Besseres zu thun, als sich den lieben langen Tag mit dem Nächsten zu beschäftigen, ich könnte ja auch einmal der Nächste sein, möglich wäre es schon, und ich mag nicht, daß man mehr von mir weiß, als ich haben will, darum baue ich vor — es ist eine Laune. — Die Leute halten mich für einen Amerikaner, nun mögen sie's, meinetwegen für was sie wollen, auch für einen Sklavenhändler, Seelenverkäufer, was liegt daran. Ich kann's einmal nicht leiden, wenn Jedermann meinen Geburtsschein und mein ganzes Leben durchbuchstabirt. Das ist langweilig. — Verstehen Sie, lieber Freund?"

„Ja, gewiß, und an mir soll's nicht liegen, wenn Ihr Incognito verrathen wird," entgegnete Brunow lachend. „Wie lange bleiben Sie übrigens hier, und was führt Sie denn in die Berge?"

„Studien", sagte Winter, „so lange die ausgiebig sind, bleibe ich. — Doch reden wir lieber von Ihnen, Sie wissen nicht wie Ihr Geschick dem alleinstehenden Alten am Herzen liegt; erzählen Sie mir ausführlich,

der Banquier kam mit seinem Spiel so ungelegen, Sie waren gerade im besten Zuge."

„Da gibt es wenig zu erzählen", sagte Brunow bitter, „die Geschichte eines verfehlten Daseins, die Zukunft eines lahmen Mannes!"

„Ruhig, mein Freund", tröstete Winter „es gibt anders verpfuschte Leben, die auch getragen werden müssen und können. Man kann Alles, sag ich Ihnen, Unmögliches, wenn man nur ernstlich will!"

„Ja, aber frage nur nicht wie?" recitirte Brunow.

„Nun, erzählen Sie einmal, wir wollen dann sehen, welche tröstliche Seite Ihr Leid hat, eine findet man fast überall."

Brunow theilte nun dem Freunde die Geschichte seines Leides mit, und lange redeten die Beiden miteinander. Ein Gedankenaustausch war's, der dem jungen Manne das Erlebte leichter machte, und ein helles, strahlendes Licht auf seine Zukunft warf.

Spät erst traten sie in's Hôtel; die Fenster waren alle dunkel, bis auf eines, durch das ein schwaches Licht schimmerte. — Frau Wassenberg wohnte da.

## Drittes Kapitel.

### Vergißmeinnicht.

Golden, strahlend war der Morgen angebrochen. Die Sonne stieg leuchtend hinter dem Pischagletscher empor, und spiegelte sich in den Fenstern des Strela-Hôtels, während die Nebel, die ihr warmer Hauch von den Höhen gejagt, noch undurchdringlich auf dem Thale lagen, das dem Hirten, der seine Kühe und Ziegen den Berg hinauftrieb, wie ein wogender See erschien, aus dem nur hier und dort die braunen Dächer der Häuser und Heuschober gleich Kähnen auf der Fluth sichtbar waren und der schlanke Kirchthurm am Platz sich wie ein hoher Mast in der blauen, durchsichtigen Luft abzeichnete. Das Geläute der Heerden klingt wie ein melodisches Frühlied durch die Berge, und weckt die Schläfer aus dem Morgentraum, es ist die einzige Musik, die hier den Gästen aufspielt, und kein Vogelsang mischt sich in das Klingen und Läuten; nicht einer von den kleinen Sängern hat hier oben sein Heim, nur die schwarz- und weißgefiederten

Elstern, die zutraulich vor den Spaziergängern über den Weg hüpfen, und zuweilen hoch oben über den Berggipfeln ein Raubvogel, mahnen an das Jubeln, Singen und Schmettern in der Ebene.

Es ist noch frühe, doch die Fenster an den beiden Gasthäusern sind meist schon geöffnet. Im Hofe des Strela geht es lebhaft zu: die Ersten kommen zum Morgenspaziergang; eine Gesellschaft rüstet sich zu einem Ausflug auf's große Schyahorn.

Auch die Frühen aus dem Curhaus lassen nicht lange mehr warten und steigen jetzt die Abhänge hinauf, die obern Wege aufzusuchen, wo die Sonne so warm scheint, und bald wird es lebendig auf allen Wegen.

Der Amerikaner ist einer von den Ersten, sonst fehlt Madeleine Wassenberg nicht, heute sucht er vergeblich nach ihr, sie ist nirgends sichtbar, und er muß wohl auf ihre Gesellschaft verzichten. Wie er nach ihr späht, gewahrt er Brunow, der eben aus dem Hause tritt.

„Ah, mein lieber Freund," rief er, „Sie sind auch früh auf, das ist schön!"

„Guten Morgen! Ich glaubte der Erste zu sein," erwiderte Brunow, während er näher trat, „hier scheint aber Jeder früh."

„Ja, wir Alle beeilen uns eben so viel als mög-

lich von den sonnigen Tagen zu genießen, sie sind zu zählen, mehr Regen als wünschenswerth! Sie werden schon sehen, und dann, guckt die Sonne einmal zwischen den Wolken hervor, gleich stellt sich auch der rauhe Wind ein, der uns das Blut in den Adern erstarrt; er soll gesund sein, behaupten die Leute, — mag sein, — mir ist er nicht angenehm. — Aber was sagen Sie zu unserm Thal?" fuhr Winter fort, während sie zusammen die Anhöhe hinauf stiegen.

„Jetzt in der Morgensonne, wo es den düsteren Ton etwas vergoldet hat, ist es schön, aber doch darf man keinen Trübsinn mit sich bringen," erwiderte Brunow.

„Nun ja, thun Sie's auch nicht!" unterbrach ihn Winter, „Sie haben die schwarze Seite des Lebens eben auch einmal gesehen, wem passirte das nicht, lassen Sie Sich davon nicht entmuthigen."

„Wer hätte mehr Ursache dazu?"

„Wer?" entgegnete Winter, und dabei zog wieder jener Schatten über sein Gesicht, welchen der schöne Morgen nicht dulden sollte, dießmal entging er auch Brunow nicht.

„Fast Jeder hätte Ursache dazu, glauben Sie nur, Mancher bedeckt mit frohem Lachen, mit einem Scherze, tiefe Wunden. Es ist traurig, losgerissen zu werden von dem was unser Höchstes im Leben war, einen Beruf verlassen zu müssen, an dem wir mit jeder

Lebensfaser hingen; aber die Jugend ist elastisch und schwingt sich leicht zu Neuem über, wenn sie nur ernstlich will, und Ihnen ist es ja Ernst, Sie wollen ja nicht mit dem Geschicke hadern, Sie greifen eben wieder frisch in's Leben hinein, und wer weiß, einst sind Sie vielleicht dankbar für die Wendung; — man kann ja überall glücklich sein! — Und dann, was nennt man denn Glück? Wollen Sie die paar Sonnenstrahlen, die zuweilen aus den Gewitterwolken des Lebenshimmels auf den müden Wanderer fallen, so nennen? Nun ja, thun Sie's immerhin, aber zählen Sie einmal die Strahlen, wie wenige gegen die Menge von Windstößen, Hagelschlägen und erkältenden Fröſten! — Wir leben wohl kaum für's Glück, wenn's nicht für das Glück ist, das man erfüllte Pflicht nennen könnte, und das ist nur zu oft auch Chimäre! Gar viel beruht auf Täuschung und Wahn. — Der, dem ein äußeres Mißgeschick einen Strich durch seine Rechnung machte, ist wohl nicht der Beklagenswertheste, nur der, welcher den Glauben an das Bessere, an das Hohe im Menschen verloren hat, verlieren mußte, der ist der Aermste, und davor allein sollte uns bangen."

Der Amerikaner sagte die letzten Worte in fast schmerzlichem Tone, der Brunow wehmüthig berührte; was mochte das Leben ihm Trübes gebracht haben? Hatte er keine Sonnenstrahlen zu zählen, oder jenen

Glauben an die Menschheit verloren? Brunow wagte nicht zu fragen, und Winter fuhr nach einer Pause mehr zu sich wie zu dem Freunde fort: „Ja, es gibt Dinge, klein und unbedeutend scheinen sie, die Dabeistehenden haben sie nach einer Minute vergessen, aber sie sind wie ein leise nagendes, zerstörendes Gift, sie fressen fort und fort, und dem, welchen sie berühren, blüht nie wieder ein Glück."

Winter schwieg, und Brunow wagte nicht ihm etwas zu sagen. Sie gingen, Jeder mit seinen eigenen Betrachtungen beschäftigt, nebeneinander hin, bis der Amerikaner nach einer langen Pause stehen blieb und fortfuhr: „Ja, da sehen Sie nun, ich fing an Ihnen Heiterkeit zu predigen und endige wie ein Leichenbitter! Nehmen Sie's dem alten Mann nicht übel, wenn er zuweilen etwas sonderbar ist. — Jeder hat seinen Theil zu tragen, ich ging eben nicht leer aus! Aber die Vergangenheit soll mich nicht zu oft das Jetzt vergessen lassen — es ist Thorheit!"

„Und warum Thorheit?" fragte Brunow, „was soll es denn nützen sich Mühe zu geben, all das was sich in uns regt zu ersticken? Glück und Leid fordern ihr Recht von der Erinnerung, — zumal ein unauslöschbares Leid!"

„Unauslöschbares Leid! ja, da haben Sie den rechten Namen gefunden, unauslöschbar! so ist's!"

Wieder schwieg Winter einen Augenblick, dann fügte er rasch hinzu: „Hören Sie, Freund, beeilen Sie sich aus meiner Gesellschaft fort zu kommen, suchen Sie eine andere, meine Krankheit ist ansteckend, zumal für Sie, machen Sie mit Andern Ihre Morgenspaziergänge, mit mir ist Nichts anzufangen. — Wo nur die kleine Madeleine bleibt?" sagte er nach einer Weile mit einem Blick hinunter auf die Landstraße, „die vertreibt dem Alten sonst die Grillen. Ein prächtiges Mädchen, die Kleine! hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck! — Schade um das Kind!"

„Schade?" fragte Brunow erstaunt.

„Nun," entgegnete Winter, „soweit ich mit meinen Studien herausgebracht habe, darf sie von dem Banquier-Onkel-Vormund nicht allzuviel Gutes erwarten."

„Aber die Mutter ist doch auch noch da!"

„Ja, die Mutter!" — sagte der Amerikaner sinnend. „Sie scheint die Tochter zu vergöttern."

„Natürlich, das thut jede, wenn die Tochter hübsch ist wie Madeleine, und ihrem Willen blindlings folgt, aber das hört beim ersten Widerspruch auf."

„Aber Frau Wassenberg sieht nicht aus, als könne sie aus irgend einem Grunde das Glück ihres Kindes vergessen."

„Natürlich, jede will nur das Glück ihres Kindes,"

sagte Winter ironisch, „was liegt daran, wenn so ein junges Herz darüber bricht! — doch das geschieht heut zu Tage nicht mehr, unsere Mädchen sind zu vernünftig!"

„Auch die Madeleinen?"

„Auch die — gerade die am meisten, von denen man's am wenigsten erwartet."

„Aber, lieber Winter, noch eben" —

„Ach! hören Sie nicht auf mich, ich bin heute in bärbeißiger Laune. — Wo nur das Kind bleibt?"

„Fräulein Wassenberg scheint Ihnen großes Interesse einzuflößen", meinte Brunow lächelnd.

„Studien, weiter nichts!" entgegnete Winter. „Doch sieh! dort unten auf der Straße sehe ich das weiße Kleid und die schwarzen Schleifen meiner kleinen Freundin! Aha! sie hat uns schon bemerkt und winkt, — ja, warte nur, Kind, ich komme hinunter!"

Und mit mehr Leichtigkeit als man ihm zugetraut, war Winter in wenigen Augenblicken den Abhang hinunter auf die Straße zu dem jungen Mädchen geeilt. Brunow zögerte; sollte er folgen oder nicht? Winters Zuruf, doch herbeizukommen, entschied, und auch er war gleich bei Madeleine, die freundlich grüßte, und seine Frage nach ihrem Befinden mit einem frohen „Alles wohl" beantworteten; nur aus Rücksicht für die ängstliche Mutter habe sie den weiteren Spaziergang unterlassen.

Fröhlich plaudernd gingen sie zusammen dem Curhause zu. Eine reizende, kindliche Natürlichkeit war in jedem Worte des jungen Mädchens, nirgends eine Spur von Geziertheit, und dabei viel klarer Verstand und ein gesundes Urtheil, was alles Brunow die Zuneigung seines Freundes sehr begreiflich machte, ihn selbst berührte ihr ganzes Wesen wohlthuend, wie ein Frühlingshauch.

Winter verstand meisterhaft mit ihr zu reden, seine Art war die eines liebevollen Vaters, der sein Kind zu seiner Freundin heranbilden will; er wußte ihr Alles abzulauschen, es gab Nichts, das sie ihm verborgen hätte, und Brunow sah gleich heute, Winter's Studien waren hier schon sehr weit gediehen.

Natürlich erwähnte sie im Laufe des Gespräches der heute erwarteten Tante und des Cousins, ein Wort gab das andere, und ehe sie noch das Gasthaus erreicht hatten, wußten Brunow und Winter ganz gut, was von den Kommenden zu halten sei. Ja, Winter hatte noch mehr herausgebracht als Madeleine selbst wußte; und Brunow beschlich, wie sie den Cousin als hübsch und angenehm beschrieb, — sie selbst verstünde derartige Dinge wohl nicht recht, fügte sie bei, aber Mama und der Onkel behaupteten, Cousin Felix sei beides — eine Antipathie gegen diesen Cousin mit dem glücklichen Namen Felix.

All das war längst besprochen — Madeleine erzählte es halb spielend, während sie bald hier, bald dort Blumen pflückte: für Tante Armgard's Zimmer, Mama habe sie daran erinnert, sonst hätte sie es ganz vergessen, gestand sie offen, — als sie in einiger Entfernung vom - Hôtel den Banquier und Frau Elisabeth trafen.

Der Banquier grüßte mit seiner freundlichsten Miene, dem Amerikaner entging jedoch nicht, wie er einen nichts weniger als liebenswürdigen Seitenblick auf Brunow warf, der bald neben Frau Wassenberg ging und eifrig mit ihr sprach. Der Banquier schien das nicht gerne zu sehen, denn schon nach einigen Augenblicken drängte er sich hinzu, und verwickelte Brunow durch eine geschickte Zwischenfrage in ein ernstes Gespräch über militärische Dinge, das weder Elisabeth noch Madeleine interessiren konnte, aber von ihm noch während ihres gemeinschaftlichen Frühstückes weiter gesponnen wurde. Winter's Versuche, es zu unterbrechen, mißlangen, da auch Elisabeth keine Neigung zu einem allgemeinern Gespräch zeigte und sehr schweigsam war; nur Madeleine plauderte froh und nach Herzenslust und ließ sich nicht durch des Onkels strenge Blicke stören.

Nach dem Frühstück zerstreute sich die Gesellschaft; der Banquier hatte Briefe zu schreiben, Brunow

wollte Besuche machen, Madeleine holte ihr Skizzenbuch und ging eine angefangene Ansicht der Mühle und des Wasserfalles zu vollenden, während ihre Mutter eine Arbeit zur Hand nahm und sich unter das Zeltdach vor dem Hause setzte; Winter vertiefte sich in das Lesen der gestern angekommenen Zeitungen, mit denen er sich in einiger Entfernung von Frau Wassenberg niedergelassen hatte.

Die Beiden blieben allein. Um diese Zeit ist die nächste Umgebung des Curhauses immer wie ausgestorben, Jedermann sucht die Berge oder die Seitenthäler auf. Lange waren Beide von ihrer Beschäftigung vollständig in Anspruch genommen. Winter brach zuerst durch eine gleichgültige Bemerkung das Schweigen, und bahnte so ein Gespräch an, auf das Elisabeth zuerst nur ungern einging, das aber bald mit größter Lebhaftigkeit geführt wurde.

Elisabeth war bisher dem Amerikaner nicht näher getreten, er suchte sie nicht, und sie scheute sich vor ihm, so daß sie ihn noch kaum gesprochen. Jetzt schien ihre Scheu überwunden, sie wußte nicht durch was und wie. Hatte diese überhaupt nur in ihrer Einbildung existirt, oder weckte ein Wort von ihm ihr Vertrauen, schlug er vielleicht eine Saite an, die in ihr wiederklang, oder war es nur die Folge des ganz zufälligen Beisammenseins? —

Elisabeth war nicht, was man eine geistreiche Frau nennt; sie besaß außer ihrer Schönheit keine blendenden Eigenschaften, sie hatte Verstand, aber nicht jenen sprudelnden, zündenden Geist, der, wo man anschlägt, Funken sprüht und die unbedeutendsten Dinge wie durch ein elektrisches Feuer beleuchtet zeigt. Das Leben hatte sie viel gelehrt, aber nur die in ihrer Nähe erfuhren davon, und die nur selten, man konnte Jahre lang neben ihr hingehen, ohne sie eigentlich zu kennen. Es war, als hülle sie sich in einen undurchdringlichen Schleier, der jeden Späherblick abhielt. Wenn sie sprach, war Ruhe und Klarheit in ihren Worten, und doch schien dem aufmerksamen Beobachter oft, als gebe sie nie ihre eigene Meinung, oder als habe sie einen Hintergedanken. Man konnte sie keiner Falschheit beschuldigen, nur einer zu überlegten Vorsicht, die ihren Worten jede Ursprünglichkeit und Orginalität abstreifte, — sie ließ sich nie unbewacht. — Einem Manne wie Winter konnte das nicht verborgen bleiben, so fern er ihr auch gestanden, — und dann — er kannte sie auch durch Madeleine. Heute bot sich die erste Gelegenheit, ihr näher zu treten, und er beschloß, sie zu benützen.

Zuerst redeten sie nur gleichgültige Dinge, Worte, weiter nichts, ein leerer Schall! aber bald, Elisabeth wußte nicht, wie ihr geschah, ward das anders; der

Amerikaner besaß ein eigenes Talent, ihre innersten Gedanken hervorzulocken, als kenne er sie seit Jahren, und sie redete zu ihm, wie zu Niemand sonst. Trotzdem war's ihr oft, als müsse sie jetzt gehen, als rufe ihr eine innere Stimme zu: schweige, fliehe! Sie hörte die Mahnung, aber sie konnte ihr nicht folgen: der Amerikaner umstrickte sie mit einem wunderbaren Zauber; er rief Töne, Worte, Gedanken und Bilder in ihr hervor, die längst vergangen, gestorben waren, oder nur den Träumen ihrer Jugend angehört hatten; sie folgte dem Zauber, er riß sie fort, trug sie zurück in Tage, an die sie nie mehr denken durfte, wenn sie nicht jeden Frieden verlieren wollte; sie folgte ihm gern, und doch durfte sie nicht. — Was mochte es nur sein? Was sie sprachen? — Jedermann konnte es hören, ja Jedermann es sagen; es war nicht das Was er sagte, es war nur das Wie. — War's vielleicht eine Aehnlichkeit mit einem Todten, einem längst Begrabenen, Unvergessenen? Nur ein Klang in der Stimme oder was sonst? Wenn die Augen Winter's zufällig auf ihr ruhten, mußte sie die ihren niederschlagen, wie um das, was in ihr vorging, zu verbergen. Sie hatte einst ein solches Auge gekannt — doch das war vor langen Jahren schon erloschen. —

Der Morgen verstrich. Als sie Winter endlich

verließ, — sie selbst war wie festgebannt — saß Elisabeth noch lange in tiefem Sinnen, die Augen mit der Hand bedeckend als fürchte sie, die blendende Tagessonne möchte das Erinnerungsbild in ihr verdrängen; und als sie, geweckt durch den Banquier, die Augen erhob, schimmerten sie feucht von Thränen.

Unterdessen war Madeleine der Mühle zugegangen, und hatte angefangen, fleißig mit Stift und Pinsel zu arbeiten; aber die Arbeit ging nicht recht heute, die Farben trockneten zu schnell, und die Bleistifte zerbrachen gar oft unter ihrem unwilligen Drucke. Bald saß sie müßig, die Hände im Schooß, und hörte auf das Klappern der Mühlräder und das Rauschen des Wassers. Sonst kam das nicht vor, und auch heute schüttelte sie zuweilen unwillig den Kopf, und fing mit neuem Eifer zu zeichnen an, aber nur um nach einigen Minuten wieder zu erlahmen.

Ein sonderbarer Gedankenzug beschäftigte sie; sie begriff ihn nicht recht, und doch, wie ihn verjagen? — Cousin Felix! — Ja, Felix, der ihr sonst immer gleichgültig gewesen, an den sie nie dachte! Ihr bangte vor ihm. Wirklich? Doch wohl mehr vor Tante Armgard? Nein, vor Felix! Warum mußte aber auch die Mutter sie so eindringlich mahnen, liebenswürdig mit ihm zu sein? Was lag denn ihr an dem Vetter? — Sie müsse aufhören Kind zu sein,

hieß es immer; sie wollte so gerne Kind bleiben, für Felix keine Dame werden, niemals!

Die Mutter und der Onkel erzählten immer so viel Schönes von Felix, er mußte etwas ganz Besonderes sein! Wenn es so war, dann freilich, arme Madeleine, wie kann die kleine Cousine ihm gefallen? Wozu aber auch? Die Mutter wünscht es gewiß nur der strengen Tante wegen, die immer so viel zu tadeln findet. Sie wollte sich schon gern Mühe geben, es ist aber so schwer liebenswürdig zu sein, wenn man lieber nicht möchte! Warum mußten aber Tante Armgard und Felix kommen? Madeleine wäre gern allein geblieben, nur einmal allein mit der Mutter! Sie hatte ja Freunde genug hier, und brauchte die Verwandten nicht: da war Mr. Winter, der gute, alte Mr. Winter! junge Mädchen gab es auch mehr als genug, sie würde nie Langweile empfinden, wenn sie noch so lange bliebe, immer kommen ja neue, fremde Menschen. Sie dachte an Brunow, ob er wohl ihr Freund werden wird? Gewiß! Bis jetzt kannte sie ihn kaum, und doch war sie ganz sicher in ihrer Antwort! — Wird Tante Armgard diese Freundschaft billigen? Kaum. Aber warum? Madeleine fand keine Antwort darauf. Die Tante ist streng, Alles wird anders werden: das Herumstreifen im Walde, die Spaziergänge allein oder mit Mr. Winter,

— die Tante oder Felix begleiten sie dann wohl — wie schade! sie hatte das Alleinsein so sehr geliebt!

Sie dachte weiter und weiter; sonderbare Gedanken kamen und blieben, eine unbestimmte Ahnung von nahendem Leide ergriff sie; sie nannte sich kindisch, allein das Bangen blieb doch.

Mit dem Zeichnen wollte es auch nicht gehen. Sie legte ihre Mappe hin, und wandte sich zur Heimkehr. Aber schon nach wenigen Schritten änderte sie ihre Richtung und schlug einen Fußpfad ein, der sich durch die Wiesen gegen den Bach zog, eine Brücke aus rohen, in weiten Zwischenräumen liegenden Brettern bestehend, führte über das Wasser; der schmale Weg bog ins Dischmathal ein, das mit der schäumenden Dischma, mit den hohen, waldigen Bergen, dem schnee- und eisbedeckten Scaletta im Hintergrunde, wohl das Schönste der Davoser Seitenthäler ist.

Madeleine ging nicht bis ins Thal; sie wußte, es war ein Lieblingsplatz von vielen ihrer Bekannten und heute hatte sie keine Lust mit Jemand zusammenzutreffen: den letzten Morgen ihrer Freiheit wollte sie allein genießen, mit der war's ja doch vorbei, sobald Tante Armgard und Felix kamen!

Trotz ihres immer gleichen Frohsinns, der ungetrübten Heiterkeit, mit der sie sich jedem geselligen Vergnügen hingab, war Madeleine doch gern allein,

zumal hier in den Bergen, die ihr so neu und fremd waren. Sie sah nur das Schöne und dieses mit dem Enthusiasmus ihrer 17 Jahre, das Düstere, welches Andere hier fanden, verklärte ihre Jugend.

Der dunkle Lärchenwald zieht sich weit ins Thal herunter; riesenhafte Felsblöcke, auf- und übereinander geschichtet, sperren da und dort den schmalen Pfad, welcher durch den Wald führt, Jahrtausende sind über das Gestein hingegangen und haben es nicht erschüttert, die Blöcke hängen über den Abgründen, als müsse ein Windstoß sie hinabschleudern, doch sie sind unbeweglich wie das Gebirge selbst. Moose in allen Farben, vom dunkelsten Grün bis zum fahlsten Graugelb, breiten ihren zarten Teppich über den rauhen Stein; in den Spalten wuchern Farn in hundert Formen, von den Zweigen der Bäume hängen graue Flechten in dichten Büscheln und langen Fäden tief herab, den zerzausten Haaren der Waldhexe ähnlich. Geisterhaftes Schweigen herrscht; nur ein leises Summen von Insekten, zuweilen eine Eidechse oder Blindschleiche zwischen den Felsspalten hinhuschend, daß das Moos raschelt, und von ferne die Axtschläge der Holzfäller unterbrachen die Stille. Wo ein Sonnenstrahl den Weg durch die Kronen der Bäume findet, schwärmen kleine, schwarze Schmetterlinge, gespensterhaft, wie die Seelen der schlafenden Blumen, welche

nie zum Erwachen kommen. Zwischen den Steinen, über das Geröll sickert eine Quelle in silbernen Fäden, und murmelt, und plaudert, und schwätzt, leise und heimlich, bis sie sich im Walde verliert, oder mit einem der Bäche vereinigt, die der Dischma oder dem Landwasser zueilen. In diesen Wald trat jetzt Madeleine. Sie ging bergauf, verfolgte den Weg, sie hatte kein Ziel, sie wollte nur den frischen Hauch des Gebirges genießen und froh und glücklich sein. Lange streifte sie umher; endlich setzte sie sich auf einen der vielen vom Sturm oder Blitz umgerissenen Baumstämme, sie war müde und wollte ausruhen, ehe sie den Rückweg antrat.

Der Wald war hier gelichtet und gestattete einen Blick in's Thal, auf die Häuser, die kleine Kirche von Dörfli, den See dabei, und die fernen Höhen. Madeleine saß lange im Anschauen vertieft, bis eine innere Stimme sie mahnte umzukehren. Sie zog ihre Uhr; es war schon spät; sie setzte den Strohhut, den sie abgenommen, wieder auf, und wollte gehen. Da hörte sie Schritte; sie horchte; Kinderstimmen tönten von weiter unten zu ihr, dort war ein freier Platz mit Tischen und Bänken, — zur frohen Aussicht hieß der Punkt — die Kinder wandten sich dorthin; Madeleine blieb allein. — Doch nein, die Schritte kamen näher, männliche, feste Schritte, sie spähte nach

der Richtung. Zwischen den Bäumen ward die Gestalt eines Mannes sichtbar. Baron Brunow! — Auch er hatte das junge Mädchen bemerkt und kam rascher auf sie zu.

„Fräulein Wassenberg! Sie hier! und so allein?" sagte er und trat näher. „Ich störe wohl gar Ihre Einsamkeit?"

„O nein," entgegnete Madeleine, „ich bin oft hier. — Wie haben Sie aber den obern Weg gleich heute gefunden, den finden Wenige so schnell? Der untere ist für alle Leute, der hier ist immer einsam."

„Und Sie meinen, der für alle Leute sei auch für mich gut genug?" sagte Brunow lachend.

„Das wollte ich nicht sagen," erwiderte sie erröthend, „der Wald gehört ja Allen."

„Sie denken, leider," meinte Brunow scherzend.

„Ich sagte das nicht; warum glauben Sie, ich denke anders als ich rede, das ist häßlich!"

„Man sagt nur selten alles was man denkt."

„Natürlich, weil man gar oft dazu gezwungen wird; aber dieses Mal war es wirklich Alles," sagte sie mit unbefangener Offenheit.

„Sie lieben die Einsamkeit?" fragte Brunow.

Madeleine nickte.

„Dazu sind Sie eigentlich noch zu jung."

„Zu jung? warum? ich denke dazu ist man

immer alt genug. Man lebt so viel mit Menschen, und gar oft wird man so sehr von ihnen in Anspruch genommen, mehr als man wünscht, mehr als wohl gut ist, da muß man doch wieder neue Kraft suchen — man wird ja oft ganz irre und verwirrt, die Menschen nehmen viel mehr als man ihnen gerne gibt, nur durch Alleinsein, denke ich, kann man das wieder ersetzen."

Madeleine sagte dies mit einem Ernst, der Brunow auffiel; sie sah sein Erstaunen, und fügte lächelnd hinzu: „Nicht wahr, das ist recht thöricht gedacht, und sie spotten über mich?"

„O nein, gewiß nicht!" entgegnete er, „ich hätte nur nicht geglaubt, daß sie so ernst sein könnten."

„Weil ich immer froh und sorglos bin? Aber," sagte sie ernster, „wer hätte denn nicht seine kleinen Sorgen? Die trägt man in die Einsamkeit, in den Wald, und läßt sie da; Alles ist dann wieder gut; ging es Ihnen noch nie so? — Aber jetzt muß ich nach Hause, es ist schon spät," fuhr sie fort, ohne auf seine Antwort zu warten, „adieu, Baron Brunow!"

„Darf ich Sie nicht begleiten?" fragte er rasch.

„Doch, wenn Sie wollen; ist Ihr Spaziergang denn auch schon zu Ende?"

„Ja, nehmen Sie mich mit!"

„Ich Sie?" lachte Madeleine. „Nun ja, kommen

Sie! Ich will Ihnen einen andern Heimweg zeigen, wollen Sie?"

„Gewiß."

„Aber mein Weg ist steil und geht über große Felsböcke, und an einem tiefen Abgrunde vorbei, wollen Sie es doch wagen?" fragte sie scherzend.

„Nun, ich werde versuchen, Ihnen zu folgen," erwiderte er, auf ihren Ton eingehend. Sie war wirklich ein frohes Kind, ein übermüthiges Mädchen.

„So wollen wir gehen," sagte Madeleine und ging auf dem schmalen Wege voraus. Brunow folgte ihr. Nach einigen Minuten blieb sie plötzlich stehen und wandte sich zu ihm: „Wir wollen heute lieber den Weg nicht gehen, — ein anderes Mal, kommen Sie, wir kehren um."

Brunow sah sie fragend an: was mochte ihr in den Sinn gekommen sein?

„Ja, gehen wir zurück," wiederholte sie, „heute ist es nichts mit meinem Weg."

„Aber warum denn?" fragte Brunow.

„Weil — Sie müssen doch nicht immer Alles wissen," entgegnete sie etwas verlegen.

„Ich fürchte, Sie selbst scheuen die Schwierigkeiten Ihres Weges," sagte Brunow halb spottend.

„Ach, nein," erwiderte sie schnell; dann aber,

als bereue sie das, fügte sie hinzu: „Nun ja, schwierig ist er schon, an einzelnen Stellen.“

„Fürchten Sie, ich könne Ihnen nicht folgen?“ fragte er lächelnd.

Madeleine erröthete tief, sagte aber nichts. Brunow sah sie einen Augenblick forschend an: was mochte sie nur haben? Plötzlich schien er sich zu besinnen, eine Wolke überzog sein Gesicht.

„Sie haben recht, Fräulein Wassenberg, es ist besser wir bleiben auf dem gewöhnlichen Weg, ein lahmer Mann darf sich nicht an solch' gefährliche Stellen wagen, die sind nur für gesunde Menschenkinder.“ Er versuchte seinen Worten einen scherzenden Ton zu geben, aber der Versuch mißlang, eine Bitterkeit sprach aus seinen Worten, die Madeleine schmerzlich berührte, und ihr die Thränen in die Augen trieb. Sie strich mit der Hand über ihr Gesicht, wandte sich ohne ein Wort zu erwidern um, und ging auf demselben Weg weiter.

Schweigend folgte ihr Brunow. Sie schien ihn nicht zu beachten, theilnahmlos schritt sie schneller vorwärts, ohne sich einmal umzuwenden, nur zuweilen bückte sie sich nach einem schönen Moose oder den gefiederten Blättern der Farn, die überall wucherten. Brunow wagte nicht das Schweigen zu brechen. Er zürnte sich über seine Gereiztheit, die sie verletzt hatte.

Sie dachte gewiß nicht daran, seinetwegen umzukehren, es war einer ihrer rasch veränderlichen Einfälle gewesen, über die sie sich keine Rechenschaft gab. Und wenn sie es seinetwegen gethan, wäre das ein Grund gereizt zu sein? Gern hätte er jetzt ein Wort gesagt, um wieder gut zu machen, sie aber eilte so sehr, daß er ihr kaum folgen konnte.

Sie hatte Recht gehabt; der Pfad war, wenn überhaupt hier von einem Pfade die Rede sein konnte, beschwerlich; er führte steil abwärts, an einem schwindelnden Abhange entlang, über Schutt und Felsblöcke jeder Art, die beim leichtesten Auftreten nachgaben. Einzelne Bäume wuchsen oder eher hingen an den Felsen, sich mit ihren starken Wurzeln wie mit eisernen Banden anklammernd; Holzhauer und Hirten mochten den Weg ausgetreten haben, vielleicht auch die Kühe, die täglich hier nach den obern Alpen getrieben wurden, im Frühjahr oder gar im Winter war gewiß keine Spur davon sichtbar. Unten in der Tiefe schimmerte ein schmaler Streifen Wasser, deutlich hörte man sein Rauschen; gewiß hatte dies kleine, harmlose Bächlein all die Steine losgerissen und ins Thal hinunter geschleudert. Theilweise überzog eine dichte Schlammdecke diese ganze Seite des Berges bis weit ins Thal gegen die Dischma, einzelne Steinblöcke ragten daraus

hervor, und gelbe, verdorrte Grasbüschel mochten wohl Ueberreste einstiger Wiesen sein.

Madeleine schien keine der Schwierigkeiten, die das Hinabsteigen an einigen Stellen bot, zu kennen: mit Leichtigkeit, ihre kleinen Füße berührten kaum den Boden, sprang sie von einem Stein zum andern, nur selten, wenn der Weg gar schmal wurde und zu nah am Abhang hinführte, hielt sie sich an einem Baume oder an einer vorspringenden Felszacke fest.

Brunow ahnte jetzt, warum sie ihn nicht hieher führen wollte; sie hatte an diese Stellen gedacht und gefürchtet, das Hinabsteigen möcht für ihn zu beschwerlich sein, er konnte ja nur den einen Arm als Halt benützen. Wie anders beurtheilte er sie jetzt!

Zuweilen blieb sie stehen, um Athem zu schöpfen oder auszuruhen, ohne jedoch umzusehen. Wie sie dann an dem Felsen lehnte, ihr weißes Kleid und die langen Locken fliegend im Winde, glich sie wohl der Wald- oder Bergfee, die einen armen Sterblichen durch die Irrgänge ihres Reiches lockt. Brunow folgte ihr fast mechanisch, ohne auf den gefährlichen Weg zu achten. Jetzt war sie seinen Blicken durch eine Felsenecke entzogen; er eilte ihr nachzukommen, da löste sich ein Stein unter seinem Fuße und stürzte tobend in den Abgrund, in seinem Sturze noch manchen mit sich reißend. Ein lauter Schrei schlug grell

an sein Ohr. Was war's? „Brunow! Baron Brunow!“ Er eilte um die Ecke: war das Madeleine's Stimme? — Sie war's. Sie hatte den Fall gehört, vervielfältigt durch das was er mit sich riß in die Tiefe. Zitternd vor Schreck wandte sie sich nach ihrem Begleiter um. Sie sah ihn nicht. Todesblässe überzog ihr Gesicht — war er hinabgestürzt? — Sie wollte zurückeilen, ihre Knie wankten, sie sank zu Boden und umklammerte mit beiden Armen einen am Abhange wachsenden Baum. „Baron Brunow, Brunow! wo sind Sie?“ rief sie bebend.

Schon war er an ihrer Seite: „Madeleine, hier! mein Gott, was ist Ihnen geschehen? Hab' ich Sie so erschreckt? Beruhigen Sie Sich, es ist nichts, wirklich nichts!“ fuhr er fort, als er ihr bleiches Gesicht und den Ausdruck des Schreckens in ihren Zügen sah.

Er hob sie sanft vom Boden auf, die bebende Gestalt fest umschlingend, trug er sie halb den Weg hinab, der hier breiter ward.

„Es war gewiß nichts,“ beruhigte er sie, „nur ein Stein, der sich unter meinem Fuße löste. Sie müssen nicht so erschrecken, liebes Kind! wie Ihre Hände zittern! es ist ja nichts geschehen! — Ja, der Weg ist schlimm, schlimm für uns beide, Sie hatten recht, als Sie ihn nicht gehen wollten! — Muß ich

Sie denn immer nur erschrecken! — Aber jetzt, nicht wahr, ist es vorüber?"

Sie antwortete nicht; ihre Blicke hingen an seinen Lippen, ein unendliches Gefühl des Glücks durchströmte sie, aber es raubte ihr die Sprache. Sie hatte ihn todt, zerschmettert gesehen, und er lebte, redete mit ihr! — Sie lehnte an seinem Arme, und ließ sich von ihm führen, sie wäre mit ihm durch die ganze Welt gegangen. Er redete immer noch zu ihr freundlich, besorgt, seine Worte beruhigten sie. Sie waren jetzt unten im Thale angekommen, ihr Weg mündete auf die Landstraße neben der Dischma.

„Wollen Sie hier ein wenig ruhen?" fragte er.

Sie schüttelt den Kopf und ging weiter. Er sah sie an. Die Farbe kehrte allmählig in ihrem Gesichte wieder, sie zitterte nicht mehr, aber ihr Herz schlug hörbar. War's die Sorge um den, den sie hinabstürzend wähnte, oder was sonst? Sie hatte die Augen niedergeschlagen und schien verwirrt; er wagte nicht zu reden, kaum sie anzusehen, und wandte sich weg. — Sie gingen langsam, sie lehnte noch immer an seinem Arm, keines sprach und doch waren sie schon am Ausgang des Thales, wenige Minuten vom Kurhause.

„Fräulein Madeleine," sagte endlich Brunow, „reden Sie doch nur ein Wort, sagen Sie, daß sie mir nicht zürnen!"

Sie schlug die Augen auf, und sah ihn freundlich an, während sie mit lieblichen Lächeln antwortete: „Zürnen? warum denn? weil Sie mich erschreckten? Sie wollten es ja nicht; ich bin ein thörichtes Ding, ein furchtsames Mädchen, mit dem Sie nie mehr gehen dürfen."

„Nie mehr? doch, immer! ich möchte gern über Sie wachen, für Sie sorgen dürfen, aber mein Begegnen bringt Ihnen Unglück, — gestern und heute".

„Ja," fiel sie nachdenklich ein, „wir hätten einander besser nicht kennen gelernt."

„Meinen sie das wirklich?"

„Nun ja," entgegnete sie mit einem jener frohen kindlichen Lächeln, die sie so reizend machten, „wenn Sie meinen, wir bringen einander Unglück. Doch," fuhr sie nach kurzem Zögern fort, „das ist nun nicht mehr zu ändern, wir können uns doch nicht mehr fremd werden!"

Sie sagte das einfach, ohne jede Bedeutung, er legte die Bedeutung hinein, als er wiederholte: „Ja wir können uns nie mehr fremd werden." Dabei nahm er ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

Sie erröthete, sie wußte nicht warum, und senkte die Augen, und doch überkam sie ein Gefühl unendlichen Glückes. Er schien ihr wie ein Freund, ein Bruder, den sie lieben mußte, immer geliebt hatte

Sie hätte ihm sagen mögen: wir wollen Geschwister sein, ich habe nie einen Bruder, nie eine Schwester gehabt, sei mein Bruder! Aber er müßte sie ja verlachen, was konnte sie ihm sein? Vielleicht hat er eine Schwester, wie lieb müssen sie sich haben! Sie beneidete diese glückliche Schwester. Ein Ausdruck von Trauer überflog ihr Gesicht; Brunow entging er nicht, er hatte schnell in ihren Zügen lesen gelernt. Er beobachtete sie ernst. Sie fühlte es, und zog ihren Arm aus dem seinen, während sie sich nach den Blumen zu ihren Füßen bückte. Es waren Vergißmeinnicht. Sie pflückte einige, und steckte sie in ihrem Gürtel. „Eine Erinnerung," sagte sie.

„Geben Sie mir auch eine Erinnerung!" bat Brunow.

Sie zögerte.

„Soll ich keine haben?"

„Sie!" lachte Madeleine, „Sie brauchen ja keine!"

„Warum?"

„Nun," entgegnete sie mit einem neckischen Lachen, „Sie erwarten ja keine Tante Armgard und keinen Cousin Felix, die Ihnen Ihre freien Tage rauben werden; dem letzten galt mein Vergißmeinnicht."

„Aber ich wünsche doch eine Erinnerung an heute."

„So? ist Ihr Gedächtniß so schwach?“ sagte sie „dann müssen Sie freilich Nachhülfe haben. Vergißmeinnicht gibt es genug hier, Sie brauchen nur zu pflücken. — Oder ist Ihnen die Mühe zu groß?“

Brunow wußte nicht, was er antworten sollte, ihr Ton war so seltsam; sie überhob ihn der Antwort, indem sie die Blumen aus ihrem Gürtel nahm, und ihm einige davon gab.

„Da, nehmen Sie,“ sagte sie, während sie die übrigen in zwei Theile theilte, „die hier haben auch schon ihre Bestimmung, die eine Hälfte ist für mich, eine Erinnerung, Sie wissen!“

„Und die Andere?“ fragte er, ihr verwundert zuschauend, wie sie jetzt langsam dem Bache zuging. Einen Augenblick stand sie am Ufer und schaute in's Wasser, dann warf sie die Blumen in die schäumenden Wellen, die sie wirbelnd forttrugen; in wenigen Sekunden waren sie ihren Blicken entschwunden. — Brunow hatte ihr befremdet zugesehen. Was meinte sie damit? Sie bemerkte es nicht, und ging wieder auf den Weg zurück.

Sie redeten nicht mehr. Madeleine war nachdenklich — und Brunow?

Was hätte er ihr sagen sollen? Es wäre zu wenig oder zu viel gewesen.

## Viertes Kapitel.

### Disteln.

Frau Armgard Wassenberg war mit ihrem Sohne Felix in Davos angekommen. Zwei Tage darauf reiste der Banquier ab, nachdem er mit ihr einige sehr ernste Unterredungen, theils unter vier Augen, theils in Beisein des Sohnes gehabt, in denen er sie mit dem Stand der Dinge hier vollkommen vertraut machte. Frau Armgard, geborene und verehelichte Wassenberg, war eine große, stattliche Frau von vielleicht fünfzig Jahren. Schön konnte sie nie gewesen sein: ihre regelmäßigen aber zu starken Züge hatten etwas sehr Entschiedenes, Selbstbewußtes, zuweilen etwas Hartes und Starres, immer etwas Berechnendes, berechnend in ihrer Freundlichkeit, berechnend in ihrer Kälte und Abstoßung, berechnend bis auf's Kleinste in jedem Ausdruck, in jeder Bewegung, wie in jedem Worte, das sie sprach. Sie litt augenscheinlich stark an Kurzsichtigkeit, wenn anders die zusammengekniffenen Augen, die fortwährend gebrauchte Lorg=

nette, die wie ein Wetterglas der verschiedenen Stimmungen Frau Armgard's betrachtet werden konnte, nicht mehr zum Verdecken der durchdringenden Blicke, als zum bessern Sehen gebraucht wurden. Die Lorgnette redete eine Sprache, die von Allen, welche näher mit Frau Armgard Wassenberg bekannt waren, wohl verstanden wurde, das harmlose Stückchen Glas war ein Gefühlsthermometer, der nie irre führte, obwohl bei ihr eigentlich kaum von Gefühlen die Rede sein konnte; sie kannte nur eines: das Gefühl für ihre Familie, wenn man die an's Maßlose grenzende Hochstellung und Werthschätzung dieser Familie noch ein Gefühl nennen mag.

Frau Armgard Wassenberg kannte in ganz Deutschland keinen bessern Namen als den ihrigen; wer das Glück hatte den zu tragen, ja nur damit verwandt zu sein, stieg in ihren Augen bedeutend über den gewöhnlichen Werth; den ältesten Adel ließ sie nur neben, nicht über sich gelten, daß den Wassenberg die sieben- oder neunpunktige Krone fehlte, hatte nichts zu bedeuten, sie streckten nicht die Hand danach aus, sie waren vornehm genug, und dazu, was im neunzehnten Jahrhundert mehr ist, reich. Armgard repräsentirte den Reichthum ihrer Familie ebenso würdig wie den Namen: sie liebte die kostbarsten Schmuckgegenstände, und verstand sie zu tragen, wie

die schweren Stoffe ihrer Kleider; die Einrichtung ihres Hauses war fürstlich, und sie bewegte sich in ihren Salons wie eine Königin, auch drängte sich Alles zu ihr, der Adel und die Geldwelt, die Wassenberg'schen Feste und Gesellschaften waren berühmt. Frau Armgard war das vollkommenste Gegentheil ihrer Schwägerin, an der sie immer etwas zu tadeln und zu mäckeln fand: die Fremde — nach zwanzig Jahren sah Armgard Elisabeth immer noch als Fremde an— war lächerlich bescheiden und einfach, sie verstand nichts aus sich zu machen — freilich sie war auch keine Wassenberg, und besaß nichts, das sie dieser Familie gleichstellen konnte! Was lag an Elisabeth's Reichthum und Schönheit? Armgard fühlte sich berufen, auch nach der Verheirathung ihres Schwagers, des Aeltesten der Familie, die erste Stelle einzunehmen, Elisabeth mußte sich ihr unterordnen, und war bald eine Null, ein Werkzeug in der Hand der klugen Frau, die sich namentlich bemühte, in ihr das schuldige Dankbarkeitsgefühl, für die Ehre den Wassenberg anzugehören, wach zu erhalten. Natürlich beanspruchte sie für sich auch einen Theil davon. Was dem Banquier durch stets unveränderte Freundlichkeit, verbindliches Lächeln, große Güte und sanfte Ueberredung nicht gelang, erreichte sie durch ihre eiserne Festigkeit, ihr kategorisches „es muß sein, die Familie will's."

So war es schon zu Lebzeiten von Elisabeth's Gatten gewesen, dem Bruder und Schwägerin viel näher stand als die Gattin. Sein Tod hatte natürlich nichts geändert, der Banquier und seine Frau schlossen sich mehr als je an die „arme, verlassene" Wittwe an.

Armgard's Sohn, ihr einziges Kind, Felix, war, wie die Mutter sagte, mit Leib und Seele ein ächter Wassenberg. Nur unter vier Augen warf sie ihm zuweilen leise vor, er thue vielleicht ein wenig zu viel für den Glanz der Familie.

Felix hatte die Prachtliebe seiner Mutter geerbt, ihren Hochmuth, ihr starkes Selbstbewußtsein, und die andern Wassenbergischen Eigenschaften, nur nicht die Ausdauer und Arbeitsliebe. Im Ueberflusse aufgewachsen, der einzige Erbe von dem was Generationen zusammengehäuft, fühlte er sich schon sehr frühe berufen, diese Glücksgüter auszunützen, uud war dem Berufe bis heute, in sein achtundzwanzigstes Jahr, treu geblieben — nach der Ansicht seiner Mutter, vielleicht zu treu. Der Banquier seinerseits rief dem Sohne nie ein Halt zu, — er arbeitete für die Familie, das Andere war Sache seiner Frau.

Felix lebte meist im Ausland, in Paris und London, — er haßte Deutschland, den „Philisterstaat," nannte es im höchsten Grade langweilig, — er war

dort nie in der Masse verschwunden, sondern unter den eleganten Müssiggängern immer einer der ausgezeichnetsten gewesen, und der Stolz der Mutter auf ihn wurde oft sehr theuer bezahlt. — Vor wenigen Wochen, kurz nachdem Madeleine aus der Pension zurückgekommen, ward Felix von London durch ein dringendes Schreiben seiner Mutter nach Hause gerufen, das er jedoch kaum beachtete, bis der wiederholte Befehl, verstärkt durch Drohungen, ihn bewog, nach der Heimath zu eilen, geärgert, gelangweilt, übellaunig, viel später als man ihn erwartet, als der Banquier mit Schwägerin und Nichte bereits über zwei Wochen in Davos war.

Frau Armgard empfing den Sohn nicht mit freundlichen Blicken — sie verzieh und sah ihm Alles nach, nur keinen Ungehorsam und keine Vernachlässigung gegen sie selbst — sie nahm ihre strengste Miene an, die fest auf die Augen gedrückte Lorgnette sprach starke Mißbilligung aus, und setzte ihm kurz und bündig ihre Befehle auseinander, die so gefaßt waren, daß er einwilligen mußte, ob gern oder ungern, kam nicht in Frage. Er fügte sich, und die Folge davon war ihre rasche Ankunft in Davos.

Felix versprach sich nur unerträgliche Langweile in dem „verfluchten Neste ohne anständige Gesellschaft", bei der ewig stummen Tante Elisabeth und dem nase=

weisen Backfisch Madeleine. Aber was half ihm sein Unwille? Er mußte gehorchen; zum Vergnügen machte er auch die Reise nicht, seine Mutter sagte, aus Pflicht. Aus Pflicht! Felix hatte dafür noch nie etwas gethan, aber er konnte ja einmal probiren, wie Pflicht schmeckt; und dazu kam ja hier noch die Nothwendigkeit, die sehr dringend sein mußte, um einen Felix Wassenberg zu bewegen, einige Wochen in Brighton und die Rennen in Baden-Baden im Stiche zu lassen.

Felix hatte seine Cousine seit drei Jahren nicht mehr gesehen. Er fand das Kind als erwachsenes Mädchen wieder, schöner als er je gedacht, die Mutter hatte in ihrer Beschreibung nicht übertrieben; der etwas blasirte Cousin ließ sich sogar herab, die Kleine allerliebst, niedlich zu finden, und erklärte schon am ersten Abend seiner Mutter, er wolle gerne seiner künftigen Frau die Cour machen, obwohl sie entsetzlich unschuldig sei und stark zur Langweile neige. Eine Erklärung, die Frau Armgard mit einem zufriedenen Kopfnicken aufnahm. „Madeleine werde sich gewiß noch machen,“ sagte sie, „ob langweilig oder nicht, sei sehr gleichgültig, die Heirath sei eine Nothwendigkeit und müsse in den nächsten Wochen, je eher desto besser, stattfinden. Wie die Gatten nachher miteinander auskämen, sei wohl Sache der Zukunft, übrigens sehr unwesentlich, jetzt handle es sich nur darum, der Klei-

nen zu gefallen, da Elisabeth die Marotte habe, sie zu fragen.“ Der Kleinen zu gefallen! Als ob Felix jemals nicht gefallen könne, und gar einem solchen Backfischchen! Ein spöttisches Lachen war daher die Antwort auf die letzte Bemerkung seiner Mutter.

Trotzdem ließ sich Felix viel in Gesellschaft seiner Cousine sehen. Sonst war ja auch Niemand da, unter allen Damen keine, die sich ihr an die Seite stellen konnte. Doch nicht die flachshaarigen Schablonen-Engländerinnen und die plumpen Schweizermädchen mit ihrem häßlichen Deutsch, oder die langzöpfigen Prager Jüdinnen, drüben im Strela, die wohl recht niedlich waren, aber auf einen Felix Wassenberg keinen Eindruck machen konnten? Madeleine allein, die schöne elegante Erscheinung, konnte ihm einiges Interesse einflößen; denn — Felix gestand es offen — Madeleine hatte ein gewisses Etwas, eine köstliche Frische und Naivität, die er noch nie gefunden, die ihn aber anzog, zumal sie meisterhaft verstand ihm zu zeigen, daß er eben nur der Vetter sei. Natürlich war das Coquetterie, Felix kannte dies, aber es amüsirte ihn, Madeleine war doch nicht ganz so unbedeutend als er geglaubt. Zuweilen sah er sogar mit einer gewissen Besorgniß auf Baron Brunow, vor dem ihm sein Vater schon empfohlen auf der Hut zu sein: sie schenkte diesem zu viel Aufmerksamkeit. Nicht daß Felix ihn gefürchtet hätte!

Einen armen Teufel mit einem lahmen Arm, der nichts zu nagen und zu beißen hat, dessen Gut an der Ostsee vielleicht auch nur im Monde liege! Nur theilte Madeleine ihre Aufmerksamkeit zu sehr, verkehrte viel und gerne mit ihm, zog ihn Allen vor. Und er? Nun, er hatte nur Augen für sie.

Bei genauer Prüfung fand Felix zwar nichts Verfängliches in Beider Benehmen; es war nur Freundschaft, weiter nichts; aber Felix traute solchen Freundschaften nicht, und daß Elisabeth sie begünstigte, wollte ihm kaum gefallen. Auch Armgard sah nicht gern, und, gewohnt ihre Schwägerin in Allem nachgebend zu finden, zögerte sie nicht, ihr Vorstellungen zu machen. Das Benehmen Madeleinen's sei unpassend, man schließe keine Freundschaften auf der Straße, sie müsse bitten, daß Elisabeth ein Machtwort spräche, sagte sie.

Gegen ihre Gewohnheit nahm Elisabeth Partei für ihre Tochter: sie fände keine Ursache einzuschreiten, Brunow habe Madeleine einen Dienst geleistet, sie sei ihm zu Dank verpflichtet, auch habe sie noch nie etwas Tadelnswerthes in seinem Benehmen bemerkt, sie könne nicht begreifen, warum man das junge Mädchen vom Umgange mit Andern abhalten solle, Madeleine sei noch nicht die Verlobte ihres Vetters, und er habe kein Recht von ihr zu verlangen, daß sie ihn

allein sehe und höre. Ueberdies sei es doch erlaubt, sogar gut, Vergleiche zu ziehen.

„Vergleiche zu ziehen?" entgegnete spottend Armgard, „Sie soll nur Vergleiche ziehen zwischen dem norddeutschen Laffen und Felix, die müssen ja zu Gunsten des letztern ausfallen."

„Dann," sagte Elisabeth, „haben wir auch nichts zu fürchten."

„Wir? ich dächte Du hättest am meisten zu fürchten, nicht wir. Felix ist ein Wassenberg, und eine Verbindung Deiner Tochter mit ihm muß Dir eine Ehre sein, abgesehen davon, daß es der letzte Wunsch Deines armen Gatten war. Freilich was liegt Dir daran."

„Armgard", sagte Elisabeth besänftigend, „bitte rede nicht so, ich weiß, was meine Pflicht ist, und ich werde nie vergessen, was ich meiner Familie schuldig bin."

„Es ist gut, daß Du davon redest, Elisabeth," entgegnete Armgard kalt, „ich hoffe die zwanzig Jahre unter uns sind nicht spurlos an Dir vorübergegangen."

Elisabeth antwortete nicht, aber ihre Lippen zuckten schmerzlich, und ihr schönes Gesicht wurde noch blässer als zuvor — nur einen Augenblick — dann ward sie wieder ruhig und gleichgültig wie sonst.

Frau Armgard sah sie durch die Lorgnette scharf an, dann ließ sie das Glas fallen, zuckte verächtlich die Achseln und sagte in einem sonderbar zurechtweisenden Tone: „Das Beste für Dich ist jedenfalls, wir declariren die Verlobung so bald als möglich."

„Aber warum denn?" wagte Elisabeth einzuwerfen, „Madeleine ist noch so jung, ich möchte sie gerne noch für mich behalten, — mein einziges Kind."

„Solche egoistische Regungen würde man besser unterdrücken," entgegnete Armgard scharf, „und dann wird ja Felix wohl seinen Wohnsitz in der Heimath nehmen. — Uebrigens, denke ich, wir haben auch ein Wort mitzureden, und wir wünschen die baldige Verlobung." Sie betonte die letzten Worte nachdrücklich, während sie die Schwägerin stark fixirte.

„Nun, ja," sagte Elisabeth, „thut was Ihr wollt, bestimme Du den Tag, doch," fügte sie zögernd bei, „Felix hat sich ja noch gar nicht erklärt."

„Er wird es thun, so bald wir es wünschen," erwiderte Armgard, „die Hauptsache für Dich ist, daß Du Madeleine ihren Standpunkt klar machst, und ihr Deinen festen Willen zeigst, junge Mädchen wollen zuweilen zu ihrem Glücke gezwungen werden, wir kennen das. Mein Mann und ich, wir verlassen uns auf Dich, ich weiß, wir können es."

Armgard sagte dies wieder in ihrem entschiedenen Tone, der wie ein Befehl klang, und verließ das Zimmer ihrer Schwägerin.

Elisabeth sah ihr nach, dann ging sie hastig ein paarmal hin und her, trat an eines der Fenster und öffnete es rasch. War ihr der geschlossene Raum zu eng, oder lockten sie die frohen Stimmen, die von unten herauftönten? Sie blieb sinnend stehen, und starrte in die Weite hinaus. Wohin mochten ihre Gedanken wandern, fort über die Berge in ein fremdes Land, oder zurück in eine längst vergangene Zeit, in alte Tage? — Einige Minuten stand sie fast regungslos, dann, als erwache sie aus einem Traume, schrack sie zusammen und strich mit der Hand über Stirne und Augen, wie um ein Bild, einen Gedanken, zu verjagen. — Lauter klangen jetzt die Stimmen und das Lachen herauf, — man spielte, wie jeden Abend, da unten vor dem Hause. Elisabeth beugte sich weiter über die Fensterbrüstung. Madeleine war unter den Spielenden, Felix dicht an ihrer Seite, sie sprachen zusammen, sie schien froh, wie immer, glücklich wie ein Kind; seitwärts, in einiger Entfernung, saßen ein paar Zuschauer, unter ihnen Brunow. Eben war Madeleinen's Kugel weit vom Spielplatze weggerollt und blieb vor Brunow liegen, sie eilte ihr nach, er hob sie auf und gab sie ihr. Sie dankte und sagte

stehen bleibend einige Worte zu ihm, was konnte Elisabeth oben vom Fenster nicht hören, sie vernahm nur Felix' herrisches „komm, Madeleine, das Spiel geht weiter!" Er war ihr auf dem Fuße gefolgt, und schien ärgerlich über ihr Verweilen. Sie wandte sich nachlässig um, und sagte, jetzt lauter: „Geh' nur, ich komme schon."

„Madeleine, Conversation machen und Spielen geht nicht zusammen," entgegnete Felix. „Meinst Du?" sagte sie lachend. „Nun, ich ziehe im Augenblick die Conversation dem Spiele vor. Adieu Cousin! Laß Dich durch mich nicht stören."

Mit einem leichten Kopfnicken ertheilte sie dem Vetter, der sich nach kurzem Zögern den Spielenden zuwandte, den Abschied. Brunow holte einen Stuhl und sie setzte sich neben ihn. Sie sprachen eifrig. Elisabeth sah es, und den frohen Ausdruck in Madeleinens Gesicht. Warum ist Brunow nicht an Felix' Stelle, mit Freuden hätte sie ihm ihr Kind gegeben? Sie stützte den Kopf in die Hand und sah lange sinnend auf die Beiden; endlich richtete sie sich auf und rief laut: „Madeleine!"

Die Gerufene sah nach dem Fenster.

„Madeleine," sagte Elisabeth, „komme doch gleich herauf zu mir."

Sie sah noch, wie die Tochter Brunow freund-

lich grüßte und in's Haus trat, dann zog sie sich vom Fenster zurück.

„Armgard hat Recht," sagte sie zu sich selbst, während sie der Tochter entgegen ging, „Madeleine ist zu befreundet mit dem fremden Mann, das darf nicht so fortgehen, wenn unsere Pläne glücken sollen."

Die Ankunft Armgard's und ihres Sohnes hatte eine große Aenderung in das bisher fast einsiedlerische Leben der Wassenberg gebracht. Armgard liebte auch hier Mittelpunkt der Gesellschaft zu sein, und Felix fühlte keine Lust, sich nur auf die Familie zu beschränken, obgleich Niemand interessanter war als Madeleine. Schon nach den ersten Tagen hatte sich der kleine Kreis bedeutend erweitert. Jeder Morgen und jeder Abend brachte ein anderes Vergnügen. Felix arrangirte Ausflüge in die Thäler, auf die Berge, nach Spina, Monstein, Clavadel, nach dem Schwarzsee, Kahnfahrten auf dem See bei Dörfli, bei Regenwetter Concerte und Aehnliches. Davos bot wenig, aber Felix verstand gut, es auszunützen, und Alles drängte sich um ihn, er war bald die wichtigste Persönlichkeit in der ganzen Gesellschaft, und stieg täglich in Aller Gunst. Ein anderes Leben schien in die ruhigen Curgäste von Davos gekommen zu sein, man kannte sie kaum mehr, ein Haschen und Jagen nach Neuem, das die Ruhigsten mit fortriß! Gab doch selbst Mr. Winter nie eine

abschlägige Antwort, wenn ihn Felix oder Madeleine zur Theilnahme aufforderten. Von Madeleine freilich hätte er sonst auch nicht viel gesehen, die Morgenspaziergänge wurden immer seltener, kaum konnte er noch zuweilen eine Viertelstunde mit ihr reden, am Ende hatte sie die alte Zeit ganz vergessen; doch Niemand fragte danach, Winter so wenig wie die Andern. — Gleich nach Felix' Ankunft hatte er sich an diesen angeschlossen, und ihn so für sich eingenommen, daß er erklärte, der Amerikaner sei der famoseste alte Herr, der existire, und manchen Wortwechsel mit seiner Mutter hatte, welche den beobachtenden Graukopf viel lieber in Amerika oder im Pfefferlande gewußt hätte.

Auch Brunow war natürlich bei all den von Felix arrangirten Vergnügungen, er konnte nicht umgangen werden, und Felix mußte gute Miene zum bösen Spiele machen. Uebrigens gestand er sich's selbst kaum, wie zuwider ihm Brunow war, und affectirte eine vollkommene Gleichgiltigkeit gegen ihn, nur bei seiner Mutter machte er eines Morgens seiner Gereiztheit Luft, als Madeleine sich, nach seiner Ansicht, wieder einmal viel zu lange mit Brunow unterhalten hatte. Armgard stimmte mit ihrem Sohne überein, nur waren ihre Bemerkungen mit einigem Spotte gemischt, welcher auch den selbstbewußten Felix traf, der, wie es scheine, sich dem lahmen Manne ge-

genüber doch nicht ganz sicher fühle, dessen Beliebtheit bei den Damen dem siegesgewissen Felix nicht ganz gelegen sei.

„Was diese Beliebtheit bei den Damen betreffe," meinte Felix, „so verzichte er gern darauf. Brunow coquettire mit seiner Unbehülflichkeit, das sei ihm zum Ekel, das Interessantsein habe schon etwas für sich, nur dürfe es sich nicht auf einen lahmen Arm stützen; ob es denn eine Empfehlung bei jeder Gelegenheit alle Welt daran zu erinnern, daß man eigentlich nur ein halber Mensch sei, und von Jedermann Gefälligkeiten zu verlangen, die natürlich geleistet werden müßten."

„Thut denn Brunow das?" fragte Armgard.

„Nun, mit Worten gerade nicht," erwiderte Felix, „aber es gibt eine andere Art zu verlangen."

„Natürlich!" sagte Armgard halb spottend, halb ernsthaft, „es ist aber auch gar interessant aller Welt zu erzählen: bei Sadowa verlor ich meinen Arm! — Schade Felix, daß Dir das nicht passirte, es ersetzt Manches in den Augen einer jungen Dame. Uebrigens, Scherz bei Seite, Du hast keine Ursache zu fürchten, Dein Vater hat Dich umsonst allarmirt; ich habe Brunow beobachtet und die Kleine, sie denken beide an nichts, Madeleine ist ein Kind, und er — nun, er wagt sich nicht an sie."

„Möglich!“

„Hast Du denn zu klagen?“

„Nein, ich denke bald am Ziele zu sein.“

„Ja, Elisabeth hat der Kleinen den Standpunkt klar gemacht,“ sagte Armgard mit einem zufriedenen Lächeln, „thue Du jetzt auch Deine Pflicht, und zögere nicht unnöthig.“

„Aber, chère Mama, wozu denn so eilen, es ist noch lange Zeit,“ erwiderte Felix nachlässig.

„Ich verstehe nicht wie Du das nur sagen kannst,“ entgegnete Armgard, „nach allem, was ich Dir mittheilte.“

„Nun ja, ich vergesse es auch nicht, ich muß aber eine Gelegenheit abwarten.“

„Du, abwarten! lächerlich, Felix!“

„Aber Madeleine will doch auch berücksichtigt sein, ich fürchte, sie hat keine Ahnung.“

„Dann muß ich fürchten, Du hast Deine Zeit sehr schlecht angewendet.“

„Gewiß nicht, aber man muß seine künftige Frau doch erst kennen.“

„Dazu hast Du in der Ehe Zeit genug.“

„Du hast Recht, chère Mama“, sagte Felix mit einem häßlichen Lachen, „die Kleine wird zu ziehen sein.“

„Natürlich. — Apropos, seid ihr noch entschlossen nach dem Sertigwasserfall zu fahren?“

„Ja, morgen.“

„So, und wer wird außer uns mitgehen?“

„Ich habe vier Wagen bestellt, für je vier Personen.“

„Elisabeth wird zu Hause bleiben, sie hat ihre Migraine; diese schwachnervigen Damen sind mir zuwider!“

„Aber, beste Mama, was liegt denn an Tante Elisabeth? Sie ist eine Null. Du gehst doch mit?“

„Freilich, aber ich lasse sie ungern allein. Wer sonst noch?“

„Brunow, natürlich! Winter.“

„Er auch?“

„Hat abgelehnt, wollte ich sagen.“

„Wie er bleibt zurück?“ sagte Armgard in einem Tone, dessen Bedenklichkeit Felix auffiel.

„Warum? ist es Dir nicht angenehm?“ fragte er.

„Aufrichtig gestanden nein.“

„Aber warum denn?“

„Ich mag den Menschen nicht, und kann nicht begreifen, was ihr, Du und Dein Vater, an ihm findet, — man hat eben seine Antipathien.“

„Deine ist sonderbar, Mama.“

„Mag sein, aber sie ist nicht zu überwinden, ich weiß nicht, wo dieser Amerikaner mir unheimlicher ist, neben oder fern von mir."

„Ich begreife das kaum; — doch Mama, das ist einerlei, was sind denn Antipathien und Sympathien? Einbildung, nichts weiter! Man muß das Beste aus ihnen machen. Winter trägt viel zur Unterhaltung bei in diesem langweiligen Neste, und c'est tout ce qu'il faut. — Weißt Du schon, er hat auf die nächste Woche, der Tag ist noch nicht bestimmt, die ganze Gesellschaft, wer nur will, zu einem Ausfluge nach den Zügen eingeladen?"

„So? Er muß reich sein."

„Das will ich meinen, ich schätze ihn auf eine halbe Million, nach allem was ich hörte."

„Ah! doch die Fama übertreibt."

„Da gewiß nicht, ich müßte mich sehr irren. Wie er mit dem Gelde umgeht!"

„Er hat keine Familie?"

„Nein."

„Die Freundschaft zu Madeleine ist sonderbar, was er damit will?"

„Nichts," lachte Felix, „ich bin nicht eifersüchtig."

„Wer denkt an solche Kindereien."

„Du nicht, Mama."

„Nein, aber ich dächte gern weiter, — wenn er nur anders wäre.“

„Aber Mama, ich verstehe Dich nicht.“

„Nicht? Hast Du sein Lauern und Umherschleichen nicht bemerkt?“

„Entschuldige, Mama, aber Du bist wirklich lächerlich! Winter ist ein wenig Sonderling, voilà tout. Und dann — was hättest Du, wir, von ihm zu fürchten?“

„Nichts, ich weiß wohl, aber er ist mir widerwärtig.“

„Never mind, dearest mama?“ Ich werde der Freundschaft Madeleinen's mit dem reichen Alten nichts in den Weg legen. Man kann nicht wissen, wozu sie gut ist.“

„Aha, Felix, auch Du rechnest weit!“

„Warum nicht? Ich bin ja Dein Sohn! wir rechnen Alle, unser ganzes Leben ist ein Rechenexempel, es kommt nur darauf an, wie man es löst.“

„Ja,“ sagte Armgard, „darüber vergiß aber die Hauptsache nicht, Madeleinen's. Ja, Du weißt, unsere Sachen stehen schlecht.“

„So? Hat Papa wieder geschrieben?“

„Ja, gestern, er will nichts wagen, ohne vollkommene Sicherheit.“

„Gib mir den Brief.“

„Du kannst ihn holen, er liegt in meinem Zimmer, übrigens ist es immer die alte Geschichte.“

„Natürlich, Madeleinen's Geld muß eben helfen, morgen bringe ich Dir ihr Ja.“

„So zuversichtlich?“

„Bist Du's nicht?“

„Doch, doch, Madeleine muß und wird!“

„Gewiß!“ sagte Felix mit einem triumphirenden Lachen.

---

## Fünftes Kapitel.

### Nachtschatten.

Vor dem Curhaus warteten die leichten Bergwagen auf die Gesellschaft, die sie nach dem Sertigwasserfalle bringen sollten. Ein großer Korb war an einem der Wagen angebracht, er enthielt das Frühstück für die Gesellschaft; Felix Wassenberg hatte noch nie Denen, welche sich seiner Führung anvertrauten, zugemuthet, mit geräuchertem Fleische und Eiern vorlieb zu nehmen, was allein in den Wirthshäusern der Bergdörfer zu haben war, die kleinen improvisirten Mahlzeiten, die er trefflich anordnete, gehörten immer mit zu den gelungensten Theilen seiner Landparthien.

Die Herren und Damen versammelten sich allmählig vor dem Hause bei den Wagen, nur die Wassenberg fehlten noch, Frau Armgard und Madeleine, Felix war eben hinauf gegangen, sie zur Eile zu mahnen.

Madeleine stand zur kleinen Reise gerüstet am Bette ihrer Mutter, die sie nicht begleiten konnte, und nahm Abschied von ihr.

„Adieu, mein Kind, sei recht froh und genieße den schönen Tag," sagte Elisabeth und küßte der Tochter Stirn.

„Ich möchte lieber bei Dir bleiben," entgegnete Madeleine.

„Geh', das ist nicht Dein Ernst, Du würdest es bald bereuen," meinte lächelnd die Mutter.

„Gewiß nicht, Mama, ich freue mich kaum," betheuerte Madeleine.

„Aber das ist Unrecht, mein Herz, es soll so hübsch am Wasserfall sein."

„Ja, Alle sagen so, aber ich bliebe lieber hier, oder — wenn Du nur mit mir gingst!"

„Du bist thöricht, Madeleine," sagte Elisabeth und strich schmeichelnd über die lichtbraunen Locken ihrer Tochter, „Du hast ja Tante Armgard."

„Ja, Mama, aber" —

„Nein, kein Aber, mein Herz, ich weiß, Du wirst vergnügt sein, ich meine schon, ich höre die kleine Madeleine scherzen und lachen — das versteht Du ja so gut."

Madeleine schüttelte leicht den Kopf. „Mama," sagte sie plötzlich ganz ernst, „glaubst Du, daß

man Lachen, Scherzen und Frohsein verlernen kann?“

„Leid und Unglück, Sorgen, lassen uns zuweilen vergessen, daß wir einst scherzten und froh waren, aber ein glücklicher Tag ruft auch den Frohsinn zurück. Aber warum frägst Du das? Du wirst immer froh bleiben, das hoffe ich zu Gott, — doch jetzt geh', mein Herz, ich höre draußen Armgard's Stimme. Adieu!“

„Lebe wohl, meine gute, einzige Mama,“ sagte Madeleine, schlang die Arme um die Mutter, und wollte sich gar nicht losreißen, bis Elisabeth sie wiederholt mahnte, dann ging sie rasch durch's Zimmer, an der Thür blieb sie noch einen Augenblick stehen: „Adieu, liebste Mutter, auf Wiedersehen.“

Elisabeth sah der schlanken, graziösen Gestalt nach, ein Lichtstrahl schien erloschen, als sie das Zimmer verlassen hatte.

Zu dem geöffneten Fenster drang jetzt das laute Sprechen der Abfahrenden und das Rollen der Wagen herauf; dann ward alles still.

Das Sertigthal ist, wie die anderen Seitenthäler von Davos, lang und schmal, bietet aber am meisten Abwechslung von allen. In drei Stufen zieht es zwischen hohen Bergen hin, oft nur breit genug für das Bett des Sertig, der in hundert

kleinen Wasserfällen durchs Thal stürzt, bis er sich bei Frauenkirchen mit dem Landwasser vereint. Steil thürmen sich hier die Felsen, überall quellen Wasser aus den Spalten, und eilen zum Bache, während dort die Gebirgskette sanft in welligen Linien hinzieht, Matten und duftige Wiesen sich weit über das Thal erstrecken und dunkle schindelgedeckte Hütten und weiße Häuser aus dem Grün hervorsehen. Die mächtige Arve, die mit ihren breiten Aesten an die Eiche erinnert, gibt der Landschaft etwas Heimisches für den Deutschen; dort steht auch eine kleine Kirche, um welche die Häuser dichter geschaart sind; Kuhheerden weiden an den Abhängen, und Ziegen klettern an den steilen Bergwänden. Dann kommen wieder ungastliche Strecken, einsam, wie verlassen und verloren, trostlos, wild, zerklüftet! Ein Stückchen Erde mit engbegrenztem Horizont, abgeschlossen von der Welt! — Bei jeder Biegung der Straße, bei jeder Wendung des Thales ein neues Bild, verschieden jedes von dem vorhergehenden, und doch alle in Einem gleich: die düstere Melancholie der Graubündner Alpen, mit ihren Lärchen- und Fichtenwäldern, mit ihren kahlen, felsigen, zuweilen schneebedeckten Gipfeln, ist hier deutlich ausgeprägt, und berührt Jeden traurig. Alpenrosen schmücken die untern sonnigen Abhänge, wie um zu versöhnen, zu mildern, schon von weitem leuchten

die Blüthen wie ein glühender Schaum aus dem dunkeln Grün, Vergißmeinnicht blühen am Bach und wetteifern mit dem Himmelsblau, leichte graziöse Federnelken wiegen ihre rothen Köpfchen im Winde, die weißen Sterne des Maasliebchen besäen die Wiesen, tausend Blumen in allen Farben wuchern überall, selbst die rauhen Steine und Felsen sind mit Moosen und Eriken bekleidet.

Das Thal zieht tief in das Herz des Gebirges hinein bis dorthin, wo der Sertig von dunkeln Felsen herunterstürzend einen breiten Wasserfall bildet, und der zackige Hochdukan mit seinem pittoresken Geklüft sich drohend aufthürmt. Dort lag das Ziel, das Felix Wassenberg seinen Freunden gesteckt hatte.

In fröhlicher Stimmung waren sie aufgebrochen. Schon das Vertheilen in die Wagen gab Anlaß zur Heiterkeit und zu manch' komischer Scene; um allem Wählen ein Ende zu machen, hatte man einstimmig für eine Vertheilung durch das Loos entschieden, und bunt genug ward Alles durch einander gewürfelt. Felix war das Glück hold: er kam mit Madeleine, einer jungen, lebhaften Französin und einem gutmüthigen, hausbackenen Schweizer in den gleichen Wagen, während Brunow seinen Platz bei Armgard erhalten hatte. Felix war durch den glücklichen Zufall in heitere Stimmung versetzt, die junge Fran-

zösin war sehr gesprächig; nicht lange, so hatte der Uebermuth der Beiden Madeleine angesteckt, und sogar den schwerfälligen Schweizer mitgezogen, so daß es nirgends fröhlicher zuging, als in ihrem Wagen.

Man fuhr langsam thalaufwärts, für Madeleine viel zu langsam, sie wünschte Flügel, die schöne Welt zu durcheilen; wolkenlos lachte ihr Himmel, wie der blaue oben, Blumen blühten auf ihrem Wege, wie am Bache; und den trüben Schatten vom Morgen hatte sie bald ganz vergessen.

Jetzt machten die ersten Wagen Halt, die andern mußten es auch thun. Man wolle etwas zu Fuß gehen, hieß es. Der Vorschlag ward angenommen, man mischte sich untereinander, und die durch's Loos Getrennten fanden sich wieder. Felix wurde von der Französin in Anspruch genommen, während seine Cousine mit einigen jungen Mädchen vorauseilte. Bald aber ließ Madeleine ihre Gefährtinnen weit zurück, lief Blumen suchend da und dorthin, und vergaß alle Uebrigen.

„Fräulein Madeleine", hörte sie plötzlich Brunow's Stimme hinter sich, „Sie sind wie ein Schmetterling, sie fliegen von Blume zu Blume, und lassen sich nicht haschen."

Sie wandte sich lachend um: „Sie haben mich ja doch gefangen, Baron Brunow."

„Hab' ich das wirklich, Fräulein Madeleine? Ich wollte, ich könnte Sie auch festhalten, aber der Schmetterling entschlüpft mir nur zu rasch, fürchte ich."

„Ich will zurück," sagte Madeleine, „ich bin vorausgeeilt, kommen Sie mit?"

„Ja, aber warum zurück?" fragte Brunow, „vorwärts liegt der Lebensweg, und der Wasserfall. — Sehen Sie den kleinen Wald, dicht am Bache, dort, im Schatten wollen wir auf die Andern warten, nicht?"

Madeleine zögerte, sie erinnerte sich der Mahnungen ihrer Mutter, nicht zu vertraut mit Brunow zu sein, das schicke sich nicht. Was würde auch Tante Armgard sagen, wenn sie sich jetzt so weit entfernte? Sie erwiderte daher nach einer kleinen Pause: „Nein, wir wollen umkehren, oder hier warten auf die Tante."

„Und Cousin Felix," sagte Brunow mit einem leichten Anflug von Spott, der ihr nicht entging.

„Nein," sagte sie, „auf ihn nicht, — doch warum betonen Sie das so seltsam? Sie lieben Felix nicht? Warum? was haben Sie gegen ihn?"

„O nichts, oder viel."

„Nichts oder viel!" wiederholte sie, „ich verstehe das nicht."

„Und warum, Fräulein Madeleine?“

Madeleine erwiderte nichts. Sie war um eine Antwort verlegen, auch verstand sie seine Frage nur halb. Sie gingen einige Augenblicke schweigend weiter, und waren jetzt bei den ersten Bäumen des kleinen Waldes angekommen, — Madeleine folgte Brunow ohne recht zu wissen, daß sie es that, — als er sagte — es war wie der letzte von einer Reihe von Gedanken: „Sie hatten wirklich Recht an jenem Morgen vor der Ankunft Ihrer Tante, der Morgen bedurfte einer Erinnerung.“

Sie sah ihn erstaunt an, als erwarte sie eine Erklärung seiner Worte, da er jedoch schwieg, sagte sie: „Der Morgen nicht, für mich nicht; ich nahm damals Abschied von einer schönen Zeit, — aber die neue ist besser als ich dachte, viel besser, in Vielem.“

„Nicht in Allem? Sie haben doch keine Ursache mit der Veränderung unzufrieden zu sein; früher, so hörte ich, war es sehr still hier, das ist jetzt anders, besser.“

„Besser?“ wiederholte sie, „meinen Sie? Ich weiß nicht recht; doch, haben Sie denn Ursache unzufrieden zu sein?“

„Ich,“ sagte Brunow, „ich gehöre ja kaum zu dieser heitern Menge, ich bin mehr ein Schatten drin.“

„Nein, Baron Brunow,“ entgegnete sie bittend,

„kein Schatten, Sie sollten das nicht sagen, Sie wissen ja, daß Alle Sie gern sehen."

„Alle?"

„Ja," erwiderte sie rasch, „Sie denken an Felix, gewiß," (er lächelte, er hatte nicht an Felix gedacht) „Sie beide harmoniren nicht, ich weiß wohl, aber Felix ist gewiß nicht daran schuld, Sie auch nicht. Es sind wohl Vorurtheile, Felix scheint oft rücksichtslos, aber ich glaube, er ist doch gut. Zuerst fürchtete ich sein Kommen, aber jetzt ist er mir lieb, und ich möchte gern wieder gut machen, was ich durch Mißtrauen an ihm verschuldet habe; er weiß wohl nichts davon, aber ich möchte auch in Gedanken Niemand Unrecht thun. Sie sollten es auch nicht; wenn Sie Felix kennten, würden sie ihn schätzen, aber sie bleiben so lange fremd, das ist nicht recht."

„Sie sagen das?"

„Gewiß, wir bleiben ja länger beisammen, sind wie eine Familie, und da möchte ich keine Spannung sehen zwischen denen, die mir werth sind."

„Fräulein Madeleine!"

Sie schien seinen Ausruf nicht zu hören, und fuhr ruhig fort: „Diese drei Wochen waren mir wie ein Traum, ich träumte ihn gern, und doch" — sie hielt plötzlich inne, als fürchte sie fortzufahren.

„Und doch?" fragte Brunow.

Sie zögerte einen Augenblick, dann sagte sie: „Es war nichts, ein kindischer Einfall."

Brunow sah sie forschend an, und entgegnete: „So lassen Sie mich Ihr „und doch" fortsetzen, ich habe es errathen, darf ich?"

„Nein," sagte sie, „dann will ich's lieber selbst thun, Sie könnten doch nicht das Rechte getroffen haben. Und doch, meinte ich, ist mir zuweilen, inmitten dieses Traumes, als warte etwas Schlimmes auf mich, etwas, das nicht aufzuhalten ist, das kommen muß und wird, gegen das kein Sträuben hilft. Kennen Sie das Gefühl? Es ist eine böse Ahnung, die mich an jenem Morgen zuerst erfaßte, ich wollte sie loswerden, und warf die Blumen in den Fluß — Blumen sind ja immer etwas Werthes; ich dachte das Wasser trüge die böse Ahnung fort. Es war sehr thöricht, sie blieb doch, ich bringe sie nie mehr los, sie klebt mir an, und macht mich traurig, wo ich froh sein möchte. Früher war es doch besser," fügte sie sinnend bei, „da war Alles glatt und eben, da kannte ich das nicht."

„Was für ein Leid sollte Ihnen denn nahen?" fragte Brunow.

„Ich weiß es nicht — aber warum sollte mir keines nahen, die besten Menschen tragen so oft ein Leid mit sich. Sehen Sie nur meine Mutter, sie ist

doch so gut! — haben Sie sie schon von ganzem Herzen froh gesehen? Sie war immer so, und oft, als kleines Kind, wenn sie mich küßte, fühlte ich ihre Thränen auf meiner Stirn, und niemals gelang es mir doch, ihr durch meine Bitten ihren Kummer abzuschmeicheln. Und dann — ich nehme die, welche mir gerade jetzt am nächsten stehen, — Mr. Winter, er sollte doch glücklich sein! ich glaube nicht, daß er es ist, auch er trägt eine Last, die ihm sein Leben schwer macht. — Ich bin noch jung, man glaubt immer da sehe ich nichts, aber mir ist, als fühle ich das Weh der Andern. — Sie selbst, hat Ihnen das Schicksal nicht auch weh gethan? und trotz Ihres Frohsinnes, trotz der Mühe, die sie sich geben, zu vergessen, können Sie es nicht! Warum sollte ich allein von dem Leid, das Alle tragen, verschont bleiben? Ich wollte es gar nicht! nur die Ahnung, wie, in welcher Gestalt es kömmt, das ist das Schreckhafte."

Brunow hatte ihr mit steigender Aufmerksamkeit zugehört. War das die kleine Madeleine, das lachende Kind? Es lag etwas Rührendes in ihr, das ihn wunderbar ergriff; er mußte ihr ein tröstliches Wort sagen, — eine vorübergehende Wolke nur trübte ihren Himmel, vor einem Sonnenstrahl mußte sie verschwinden.

„Fräulein Madeleine, das alles, was Sie da

sagen, ist nur ein Beweis Ihrer Theilnahme an Andern; weil Sie nicht helfen, nicht erleichtern können, möchten Sie Ihr eigenes Leid haben, Sie wollen nicht bevorzugt sein, weil es nicht Alle sind. Aber glauben Sie nur, einem Jeden ist eine goldene Zeit gegeben, und, ist sie bei Manchen auch nur ein flüchtiger Augenblick, so wiegt sie doch viel Leid auf, und den Augenblick nicht zu verscherzen durch nutzloses Sorgen, das sollte unsere einzige Sorge sein — wer weiß, wie kurz er ist! Wir sollten kaum an Morgen denken, wenn Heute schön ist."

„Ja," sagte Madeleine mit ihrem frohen, glücklichen Lächeln, „das Heute ist schön."

Die Uebrigen kamen jetzt näher; Tante Armgard trat zu Madeleine und sagte: „Aber, mein liebes Kind, wie konntest Du so vorauseilen, Du bist ganz erhitzt! Baron Brunow, ich sollte Sie dafür verantwortlich machen, meine Nichte ist gar zu kindisch, Sie sollten das wissen," fügte sie halb freundlich, halb unwillig zu diesem gewandt hinzu.

Brunow wollte etwas zur Entschuldigung erwidern, allein Felix fiel ihm rasch in's Wort, „Sagen Sie nur nichts, mein Gott, wir sind gar nicht neugierig zu erfahren, welche erhabenen Fragen Sie mit meiner kleinen Cousine abkapitelten, wichtige jedenfalls, wer weiß, wir hätten am Ende davon lernen können."

„Du jedenfalls, Cousin," sagte Madeleine schnell, ehe Brunow antworten konnte.

„Wir wollen wieder fahren," fiel Armgard ein, — sie schien nicht geneigt, Zeugin eines drohenden Wortwechsels zu sein, und nahm ihres Sohnes Arm; Brunow, ohne Felix eines Wortes zu würdigen, wandte ihm den Rücken. — Man folgte Armgard's Vorschlag, — denn es fing an warm zu werden, — und bestieg die Wagen wieder, die langsam nachgefahren waren. Madeleine wäre gern nicht mit Felix zusammengewesen; allein Armgard, die ihre Absicht bemerkte, vereitelte sie, und Madeleine mußte ihren alten Platz wieder einnehmen. Sie redete wenig, und Felix, der am Morgen so heiter gewesen, fühlte sich mißstimmt über ihr Schweigen, und widmete seine ganze Aufmerksamkeit der Französin. Die Fröhlichkeit war von Madeleine gewichen, sie wußte nicht warum, die Bemerkung des Vetters hatte sie verletzt, sie zürnte ihm darüber, mehr aber sich selbst, daß sie sie hervorgerufen. —

Sertigdorf war bald erreicht. Nach einem dort eingenommenen kleinen Frühstück und kurzer Rast brach die Gesellschaft wieder auf, jetzt zu Fuße, dem Wasserfall zu. Der schmale Pfad führt durch Wiesen, an Hütten vorbei, die zerstreut in dem hier breitern Thale liegen, dem Bache entgegen, dessen sanftes Plätschern und Murmeln das Dröhnen und Toben

des Wasserfalles begleitet, und den Wanderer lockt und ruft. Die letzte Hütte liegt dicht am Berge, sie zittert unter dem Donner des Wassers. Ein breiter Strahl stürzt zwischen den zackigen Felsen herunter, in ein tiefes Becken, stäubend und sprühend, und sucht sich dann, halb bedeckt von einer Lawine, seinen Weg über Steine und Felsen, die hier wie die Wellen eines erstarrten Meeres sich über einander legen. Die kleine Gesellschaft war jetzt über Steine und Blöcke bis hieher gelangt. Winterlich kalt und eisig weht die Luft, kahl starren die Felsen, die hohen Wände lassen keinen Sonnenstrahl hereindringen, glanzlos liegt die Schneedecke der Lawine; jedes Wort wird übertönt von dem Rauschen des Wassers.

Eine Weile standen Alle schweigend und schauten das große Schauspiel an; Keines wagte ein Wort, bis endlich die muntere Französin rief: „Mais, mon Dieu, cela ne vaut pas la peine de prendre froid“, und dadurch den verschiedenen Stimmungen Luft machte. Armgard nickte beifällig, während von andern Seiten Ausrufe des Staunens, der Bewunderung laut wurden; bald aber wandten sich die Meisten zur Rückkehr, der kalte Wind schnitt schroff ein zu langes Bewundern ab.

Felix, nachdem er einige Augenblicke neben Madeleine, die noch zögerte, gewartet, sagte jetzt: „Komm',

Cousinchen, es ist verteufelt zugig hier, Du erkältest Dich sonst, Madame hat recht, es ist nicht der Mühe werth."

Madeleine machte eine abwehrende Bewegung, und blieb stehen.

„Geh' nur," sagte sie, als sie sah, daß er zögerte, „geh', ich komme nach!"

„Nein, ich warte bis Du Dich satt bewundert hast, ein Ende wird das wohl einmal nehmen," entgegnete er spottend.

Sie warf ihm einen unwilligen Blick zu, den er jedoch sehr gleichgültig aufnahm, indem er fortfuhr: „Natürlich findet ma chère cousine das Alles recht hübsch, wunderbar. Eine accomplished lady schwärmt für Natur, das ist selbstverständlich, wir kennen das! — Du erlaubst vielleicht, daß ich mir einstweilen eine Cigarre anzünde, pour passer le temps, tu sais?"

Dann nahm er seinen dicken Plaid fester um sich, setzte sich auf einen Stein, zog eine Cigarre hervor, und war bald in's Rauchen vertieft.

Madeleine wandte ihm keinen Blick zu, sie stand fast regungslos und schaute in das fallende Wasser, wie es in dem dunkeln Becken kochte und schäumte. — Jetzt sah sie auf. Auf dem Felsen ihr gegenüber stand Brunow, — er war mit einer der Damen, die den Fall von oben zu sehen wünschte, hinaufgestiegen,

er stand im leuchtenden Sonnenlichte, seine schlanke Gestalt hob sich dunkel vom Schneefelde hinter ihm ab; jetzt trat er zu seiner Begleiterin, die einige Schritte von ihm entfernt war — eine hübsche junge Schweizerin, mit der er auch gefahren, — nahm sie bei der Hand und führte sie sorgsam über die Felsen. Madeleine verfolgte sie mit ihren Blicken, sie sprachen zusammen, sie glaubte sogar die Stimmen zu hören, sie fühlte den frohen Ton, den glücklichen Ausdruck der Beiden, die da oben im Sonnenschein hingingen. Fröstelnd überlief sie ein Schauder, — es war eisig hier unten — ein Sprühregen benetzte ihr Kleid und den Shwal, in den sie sich gehüllt, — sie meinte, die kalten Tropfen zu fühlen, — der Schatten war noch einmal so frostig seit sie in die Sonne geblickt. — Sie wandte sich um. Felix saß noch an der gleichen Stelle und rauchte; ein Lächeln spielte um ihren Mund, das Lächeln machte sie in dem Augenblick ihrer Mutter ähnlich.

„Felix,“ sagte sie, „komm, wir wollen gehen, es ist kalt hier.“

„Aha,“ entgegnete er, „findest Du das auch? ich bin auf der einen Seite bereits erfroren!“ Er stand auf, warf seine Cigarre weg, trat zu ihr und reichte ihr die Hand, um ihr behülflich zu sein. Die ihre

war kalt wie Eis. „Komm' rasch," sagte er, „Du bist ja halb erfroren, kleine Naturschwärmerin."

Sorglich hüllte er sie fester in ihren Shwal. „Willst Du noch den meinigen?" fragte er dann.

„Nein, ich danke Dir, Felix, Du bist sehr gut, daß Du auf mich gewartet."

„Findest Du das, kleine Cousine?"

Sie schwieg, der Uebergang über die Steine erforderte ihre ganze Aufmerksamkeit. Auch Felix sprach nicht; er war sehr besorgt um sie, ging langsam und ließ ihre Hand keinen Augenblick, los, auch dann noch nicht, als sie die schwierigen Stellen bereits hinter sich hatten und auf dem Wieseweg waren.

„Hier ist's besser," sagte er endlich, „komm nur schnell in die Sonne."

Sie ging rascher, und sah sich dabei nach den Uebrigen um: sie waren allein, Niemand weit und breit.

„Wir wollen eilen, um zu den Andern zu kommen," sagte sie.

„Warum?" fragte Felix, „fürchtest Du Dich?

„Nein, Du bist ja da, — wovor sollte ich mich auch fürchten?"

Er schwieg einen Augenblick und blieb stehen; er schien einen Entschluß gefaßt zu haben; dann nahm er ihre Hand und fragte: „Madeleine, sage, bist Du mir auch ein wenig gut?"

Sie sah ihn erstaunt an.

„Nun!"

„Aber Felix, das solltest Du doch wissen, Du bist ja mein Vetter."

„Oh, Madeleine, so meinte ich es nicht, den Vetter lasse einmal ganz bei Seite, und antworte nur auf meine Frage.'

„Aber ich verstehe Dich wirklich nicht, Felix," entgegnete sie verlegen.

„Liebste, beste Madeleine, Du mußt mich verstehen! Weißt Du nicht, daß ich ganz ernstlich in meine kleine Cousine verliebt bin?"

„Felix," rief Madeleine erschrocken, zog ihre Hand aus der seinen und trat einen Schritt zurück.

„Erschrecke nicht so, mein Kind, das ist gar nicht nöthig, ist es denn so etwas Unerhörtes, daß Du meine Frau werden sollst?"

Madeleine stand zitternd, die Augen zu Boden gesenkt, und redete kein Wort.

„Madeleine, so sprich doch nur, sage ja," rief Felix, „ist es Dir nicht recht, meine kleine Frau zu werden? Auf Händen will ich Dich tragen, wir werden ein frohes Leben zusammen führen, wie eine kleine Königin sollst Du sein! Du wirst Dein Ja nie bereuen, bitte sprich es nur aus!"

Sie redete kein Wort, sie war blaß, wie leblos. Felix wußte nicht, wie er das deuten sollte.

„Komm Madeleine, fasse Dich, Du bist erschrocken, kam Dir das gar so unerwartet? Wir werden sehr glücklich zusammen sein; es ist der Wunsch der ganzen Familie, sie zählen darauf, Du brauchst nicht zu fürchten, daß Jemand Einwendungen mache, sage nur Ja, oder wenn Dir das so schwer fällt, laß es ungesagt, ich bin auch so zufrieden, meine süße, kleine Braut," flüsterte Felix und zog das zitternde Mädchen zu sich.

Mit einer schnellen Bewegung entwand sich Madeleine seiner Umarmung: „Laß mich!" rief sie mit bebender Stimme, „rühre mich nicht an, ich kann nicht Ja sagen, ich werde nie Deine Frau!"

Felix trat erschrocken zurück, und sah sie verwundert an: „Aber warum denn, Madeleine, Du bist thöricht!"

„Warum? ich liebe Dich ja lange nicht genug dazu."

„Nicht? aber mein Kind, das schadet ja gar nichts, Du wirst das schon lernen," sagte Felix lachend, „ich bin auch mit wenig zufrieden."

„Nein Felix," rief sie ernst, „nie!"

„Wirklich? Nun, das ist stark," entgegnete er immer noch geneigt, ihre Weigerung als bloße Zie-

rerei auszulegen, „darf ich vielleicht wissen, was Du gegen mich hast? Ziere Dich nicht, spiele nicht die Spröde.“

„Felix,“ sagte Madeleine bittend, „scherze nicht, es ist mir leid, daß ich Dich kränke, vielleicht durch meine Weigerung erzürne, aber ich kann nicht anders.“

Es war etwas an ihr, das Felix überzeugte, sie rede im Ernst und frei von jeder kindischen Ziererei; er schlug daher einen andern Ton an und sagte:

„Dann habe ich das Recht, den Grund Deiner Weigerung zu kennen. Laß hören,“ fügte er ungeduldig hinzu, als sie mit der Antwort zögerte.

„Ist es nicht genug, daß ich Dich nicht liebe, und Du das weißt?“ sagte sie endlich halblaut.

„Nonsens!“ rief er unwillig, „Ehe und Liebe ist zweierlei! Was willst Du davon wissen! Ist Liebe in der Ehe, gut! wo nicht, on s'en passera, man lebt dann um so ruhiger, ohne Aufregung. Geh' Madeleine, Du bist ein Närrchen, Du kannst mich ja späterhin noch mehr lieben, si bon te semble, vorderhand sollst Du mich nur heirathen.“

„Nie!“

„Aber warum? bei Gott!“ rief er außer sich. „Höre Madeleine,“ fuhr er ruhiger fort, als er sah wie sie sich erschrocken von ihm wegwandte, „ich liebe

Dich wirklich und Du darfst nicht nein sagen, es würde mich ewig unglücklich machen. Es kostet Dir ja nur ein Wort."

„Nur ein Wort, Felix?" sagte sie traurig, „nein, ich liebe Dich nicht, und Du denkst auch morgen nicht mehr an mich, Du hättest nie so reden können, wenn Du mich liebtest."

„Aber Du triebst mich dazu, Madeleine! — Ist nein Dein letztes Wort? Bedenke, es könnte Dich reuen!"

„Nie!" sagte sie fest.

„Nun wohl! mein letztes ist: Du wirst meine Frau, Du wirst es, die ganze Familie will es und wir sind Wassenberg."

„Ich auch bin eine Wassenberg, und nie sage ich ja, wo ich nein will."

„Man wird das kleine Mädchen zu zwingen wissen!"

Sie erwiderte nichts mehr, sondern ging rascher weiter.

„Madeleine," fing Felix nach einer kleinen Pause wieder an, — jetzt sprach er milder, fast schmeichelnd, — „willst Du mich wirklich unglücklich machen?"

Sie antwortete nicht.

„Was kann Dich nur gegen mich eingenommen haben?" fuhr er fort.

Sie schwieg immer noch; wozu reden? Jedes Wort war überflüssig.

„O ich weiß es jetzt," rief er plötzlich heftig, wie triumphirend, „ja, das ist's! sage nur kein Wort mehr! Ich hab's errathen, schöne Cousine! Aber denke nur nicht daran! Meinst Du, wir willigten ein? Niemals, eher schleppe ich Dich zur Trauung! Du verstehst mich nicht? Soll ich deutlicher sein? Meinst Du denn wirklich, Baron Brunow wolle etwas von Dir wissen? Was er will, das ist Dein Geld? Dich selbst, lächerlich, er nimmt Dich in Kauf! als ob er an Dich dächte! Den Baron kannst Du Dir vielleicht kaufen, o ja, schon möglich, sogar wahrscheinlich! die Barone sind feil, kaufe ihn nur für gutes Geld, und sieh dann, wie die vornehme Sippe die Nase rümpft über die Kaufmannstochter! Dein Geld ist dem lahmen Krüppel gerade gut genug! Aber, bei Gott! er soll's nicht haben, so lang wir Wassenberg leben!"

Madeleine wandte sich mit Abscheu von ihm weg, sie verachtete ihn jetzt, und wenn seine Anklage sie auch verletzte, keine Bewegung, keine Miene verrieth es.

Felix hatte die letzten Worte in steigender Aufregung hervorgestoßen; ihre Ruhe gab ihm seine Fassung wieder, schon nach wenigen Augenblicken mußte er sich sagen, daß er zu weit gegangen war und alles verloren hatte. Er bereute jetzt jedes Wort und

hätte es gern zurückgenommen; war es zu spät? — Wieder trat er an ihre Seite, und fing leise flüsternd an zu reden; mit sanften flehenden Worten, denen er einen schüchternen, fast zerknirschten Ausdruck meisterhaft zu geben verstand, bat er um ihre Vergebung; er wisse, er habe sie verletzt, seine Leidenschaft mache ihn ungerecht, er leide mehr als sie, sie möge vergessen und verzeihen.

Madeleine hörte zuerst kaum, was er sagte; er hatte mehr gethan, als sie nur verletzt, und das konnte sie nie verzeihen, nie vergessen; seine Schmeicheleien erfüllten sie mit mehr Ekel und Abscheu, als seine Anklagen. Sie beschleunigte ihre Schritte; der Weg schien endlos; sie wäre gern geflohen; aber wohin? Nur endlich zu Menschen, nur nicht mehr mit ihm allein! Felix deutete ihr Schweigen zu seinen Gunsten und fuhr fort zu sprechen, zu bitten, zu beschwören: „Nur ein Wort, Madeleine, nur eines, mir zu sagen, daß ich nicht Alles verloren habe, daß ich noch hoffen darf, auf später, wenn auch nicht auf heute! Bedenke so lange Du willst, nur sei nicht immer grausam!“ Er suchte bei den letzten Worten ihre Hand zu ergreifen, aber sie zog sie mit einem zürnenden Blicke weg.

„Nicht so, Madeleine, rede nur ein Wort!“ bat er.

„Ein Wort!“ wiederholte sie jetzt langsam, „ja ich will das Wort sagen: wir sind einander fremd für ewig!“

„Madeleine, ist das Dein letztes Wort?“ Sie schwieg.

„Nun, ja, dann also Kampf, und, Du wirst sehen für mich der Sieg, belle cousine!“

Madeleine hörte ihn nicht; was lag ihr an seinen Drohungen? Sie zitterte wohl, aber nicht davor; die düstere Ahnung war Wahrheit geworden, die goldene Zeit des Glückes, des unbewußten wahren Glückes war zu Ende!

Jetzt, bei einer Biegung des Weges, stießen sie auf Einige der Gesellschaft, die sich am Rande der Wiesen und am Bache gelagert hatten, und die Nachzügler erwarteten. Es kostete Madeleine eine große Anstrengung den leichten Ton wieder zu finden, während Felix mit insolenter Gewandtheit keinen Augenblick die Selbstbeherrschung verlor, und ohne die geringste Verlegenheit die Neckereien über sein Naturschwärmen mit gleicher Münze bezahlte. Nur dem Auge Armgard's entging nicht, daß etwas zwischen den Beiden vorgefallen sein mußte, sie ahnte aber nicht, wie weit Felix sich von dem erwünschten Ziele entfernt hatte.

Unterdessen fanden sich auch die Uebrigen ein, zuletzt Brunow und seine Begleiterin. Jeder erzählte

von dem, was er gesehen, wie weit er hinauf gekommen, wie viel die Zurückgebliebenen versäumt hatten. Die Zeit verging unter frohen Gesprächen, mit Scherz und Spiel, keine Wolke trübte den heitern Himmel, und kein Schatten die Sonne dieses Tages, wenn auch zuweilen die Zerstreutheit Madeleinens auffiel, so konnte sie doch keinen Einfluß auf die allgemeine Heiterkeit üben; und wenn Armgard's Blick fragend von der Nichte zum Sohne streifte, so fand sie weder in Madeleinens blassen Zügen noch in Felix übermüthigem Lachen die richtige Antwort auf ihre stumme Frage.

Ein anderes Auge ruhte auch zuweilen auf dem jungen Mädchen, und ihm entging nicht das Leid in dem schönen Gesichte.

## Sechstes Kapitel.

### Erika.

Auf dem Berge, Frauenkirchen zu, inmitten der schönsten Wiesen, steht ein kleines Haus; ein Heuschober, ein Stall und seitwärts eine Bretterbude, der die Curgäste den stolzen Namen „Pavillon" gegeben haben, sind daneben. Ein einfaches, weißes Haus, wie es viele unten im Platz gibt, ist es, und zeichnet sich durch nichts aus; aber man hat eine wunderschöne Aussicht hier oben, zumal des Abends, wenn die sinkende Sonne die Berge röthlich färbt; wenn in der Ferne die Nebel aufsteigen, leichte, duftige Wölkchen wie Federn an den Abhängen hinziehen, und der See, hinter den Häusern vom Dörfli, von keinem Lüftchen bewegt, wie ein Spiegel glatt daliegt.

Fast immer findet man ein paar Spaziergänger hier, welche die Abendfrische genießen, sich die schäumende Milch und den Veltiner schmecken zu lassen, die ihnen die freundliche Hausmutter reicht, oder den Erzählungen

des Mannes zuzuhören. Der Gemsjäger, unter der Bezeichnung kennt Jeder, der einmal in Davos war, den Eigenthümer des Häuschens, ist der beste, kundigste Führer auf die Spitzen und über die Pässe des Gebirges, und Wenige haben ohne ihn das Schyahorn, die Weißflue, den Scaletta oder den Pischagletscher bestiegen.

Unter den Vielen, die fast täglich zum Jägerhaus heraufkamen, war Winter wohl der eifrigste. Auch an dem Tage, wo Felix mit seinen Freunden im Sertigthale war, schlug er gegen Abend den Weg dahin ein; er hatte mit dem Gemsjäger zu reden, und klopfte daher an der Thür des Hauses, als er Niemand außen fand. Die Frau öffnete: der Mann sei nicht zu Hause; er müsse aber bald kommen; der Herr warte vielleicht ein wenig im Pavillon, es sei wohl Niemand dort; die Dame, sie kenne sie nicht, die vor einer halben Stunde da gewesen, werde wahrscheinlich wieder fort sein. Winter lag nichts an der Begegnung mit einer Fremden, er ging daher der Bretterhütte zu; wie groß aber war sein Erstaunen, als er Frau Elisabeth Wassenberg erblickte, die er bei der Gesellschaft geglaubt. Sie war allein und schien sein Nahen nicht bemerkt zu haben, denn sie erschrack sichtlich über sein plötzliches Erscheinen.

Winter entschuldigte sich mit einigen Worten und wollte sich wieder entfernen. Sie duldete es jedoch nicht und sagte: „Sie stören mich nicht, ich warte auf das Zurückkommen meiner Tochter, ich kann hier den Eingang in's Thal gut sehen, und werde ihr dann entgegen gehen."

„Ah, so," erwiederte Winter, „Fräulein Madeleine ist ja bei der Parthie." Er betonte seine Worte sonderbar, wie es gar nicht zu der unbedeutenden Sache paßte; es mußte Elisabeth auffallen.

„Ja," sagte sie, „Madeleine mit ihrer Tante."

„Sie hatten wohl keine Lust mitzugehen," fragte Winter.

„Lust, davon war nicht die Rede, ich konnte nicht, übrigens meine Schwägerin vertritt meine Stelle."

„Natürlich," sagte Winter wieder in dem befremdenden Tone, der mißbilligend, spottend und gleichgültig klang.

Elisabeth sah ihn erstaunt an; was meinte er damit?

„Es ist, als ob ich mit dort wäre," sagte sie dann, als bedürfe sie einer Rechtfertigung.

„Natürlich!" sagte er.

„Meine Schwägerin liebt Madeleine wie ihre Tochter."

„Natürlich!"

Elisabeth schwieg; was mochte er nur mit seinem „natürlich" meinen? Ihr war, als bewege sie sich in einem Kreise, als müsse sie, auf was sie nur sagen möchte, immer sein „natürlich" hören. Sie verstummte daher und sah in's Thal hinab.

Winter ließ sich Wein kommen und sprach dann mit der Frau, die ab und zu ging. Zuweilen richtete er ein Wort an Elisabeth, wie um sie in's Gespräch zu ziehen; sie schien es jedoch nicht zu bemerken, seine Nähe beengte sie, gerne wäre sie gegangen, aber es dünkte ihr lächerlich, vor ihm zu fliehen. Seit dem langen Gespräche an jenem Morgen vor Ankunft ihrer Schwägerin hatten sie öfter zusammen verkehrt, und niemals war ihr etwas Besonderes an ihm aufgefallen, sie begriff kaum mehr, wo sie damals ihre Sinne gehabt, — er war ein Fremder, wie hundert andere.

Die Jägersfrau ging eben wieder weg, Winter erhob sich, — sein Glas stand noch unberührt, — und trat vor die Hütte. Einige Minuten lehnte er an der hölzernen Brüstung des balkonartigen Vorbaus und schaute in's Thal hinab, dann wandte er sich um und sagte halb in Gedanken zu Elisabeth: „Es ist wirklich wahr, ein jedes Leben hat schöne Momente."

Sie war verwundert. Was wollte er mit dem

Ausspruche, er war wie aus der Luft gegriffen. „Wie kommen sie darauf?“ fragte sie in einer plötzlichen Regung von Neugier.“

„Ganz natürlich,“ entgegnete er, „so oft ich hier oben stehe, des Abends zumal, kommt mir der Gedanke, das Thal hat wirklich schöne Momente, gegerade wie das Leben, nur hat das Leben meist nur einen. Haben sie die Bemerkung nicht auch schon gemacht?“

„Ich?“ entgegnete Elisabeth, „o ja,“ fuhr sie wider Willen fort, hielt aber plötzlich inne, als fürchte sie mehr zu sagen.

Winter sah sie forschend an; er wartete auf ihre Worte, da sie jedoch schwieg, sagte er: „Mir fällt hier immer ein Wort Jean Paul's ein, das ich einmal irgendwo, — es ist lange her, ich weiß nicht wo und wann, gelesen, aber es kommt mir nicht aus dem Sinn. Wissen Sie welches? — Nicht? — „Der Mensch, sagt er, hat hier dritthalb Minuten: eine zum Lächeln, eine zum Seufzen', und eine halbe zum Lieben — denn inmitten dieser Minute stirbt er.“ — Sie ist das Abendroth, nicht? Ich möchte noch hinzufügen: glücklich, wer dann auch des Todes stirbt, dessen halbe Minute die letzte Lebensminute ist, das Leben nach ihr ist ja lebendiger Tod, — meinte das der Dichter? — ich glaube es wohl.“

Elisabeth hörte seine Worte nur wie träumend, wie von ferne. Endlich sah sie ihn an; er kam ihr älter, fast gebrochen vor. Warum sagte er das, warum jetzt, warum zu ihr? War's eine Anwandlung von sentimentaler Laune, oder tief gefühlte Wahrheit?

Er schien ihre Gedanken zu errathen, denn er fuhr fort: „Nicht wahr, es ist seltsam, den Alten mit grauen Haaren so reden zu hören? Man sieht in seinen Jahren, denken Sie, das Leben anders, nüchterner an, und hat Vieles mit der Jugend begraben. — Nicht wahr? — Ja, ja, so ist es. — Aber doch, es gibt Dinge, die keine Rücksicht auf einen grauen Kopf nehmen, sie haben sich in's Innerste gegraben, sind nimmer auszulöschen, dringen zuweilen an's Licht, ob man's dulden will oder nicht. Man überwindet nichts schwerer als ein Gefühl, das uns einst ganz erfüllte, sei es dem Haß oder der Liebe verwandt, sei es uns werth oder nicht werth gewesen, hab es uns glücklich oder elend gemacht. Man kann es begraben, tief, ein Leben legt sich drüber, eine Reihe von Jahren, Glück und Leid, man hat es vergessen — so wähnt man — und da, plötzlich erwacht es, wird riesengroß und ruft laut: ich bin noch hier! Haben Sie das auch schon empfunden?"

„Warum fragen Sie mich dies?" entgegnete Elisabeth. Sie konnte nicht schweigen, seine Worte

hatten sie tief ergriffen. Ob sie es empfunden? Wer mehr und tiefer, wie sie? Sie mußte reden, aber das was sie sagte, war nicht die Antwort auf seine Frage; sie umging die Frage und lenkte auf anderes. „Wir Frauen," sagte sie, „fühlen, empfinden anders, als die Männer; empfänglicher für Alles haben wir doch mehr Gewalt über uns selbst, wir können begraben, auf immer vergessen. Viel tausend Dinge, von denen der Mann keine Ahnung hat, treten an uns, erregen unsere Theilnahme, ein engerer Kreis nimmt unsere ganze Welt in Anspruch; wo beim Mann nur Verstand und Denken spricht, da ist beim Weibe das Herz, das Empfinden mit thätig; so mag es wohl sein, daß, wird einmal sein Gefühl erregt, er stärker empfindet, nachhaltiger, als wir. Und wohl mag es vorkommen, daß die Frau Vieles, was sie im Leben berührt, was ihre tiefste Theilnahme erregt, zu vergessen scheint, — wenn man das Vergessen nennen kann — Selbstlosigkeit ist es — was man sein Leben lang mit sich schleppt, wie Sie sagen, was hervorbrechen muß, ob nun Jahre oder Jahrzehnde darüber hingegangen sind."

Winter stand an die Thür gelehnt und sah die Sprechende an, forschend ruhte sein Auge auf ihren Zügen, die schmerzliche Resignation war noch nie so

deutlich darin zu lesen, als eben jetzt. Er machte eine rasche Bewegung, als wolle er sich ihr nähern, blieb aber plötzlich stehen, und sagte in einem ruhigen kalten Tone: „Ist das die Antwort auf meine Frage? Seltsam, wie Sie so gegen ihr eigenes Geschlecht sprechen können, unaufgefordert!"

„Ich that das nicht."

„Nicht?"

„Nein, Sie haben mich mißverstanden. — Was ist wohl größer, sich selbst, sein eigenes Leid und Glück vergessen, oder es offen mit sich tragen und Jedermann wissen lassen: ich war einst glücklich, ich bin elend, ich leide, ihr habt kein Recht froh zu sein, und keines, mir mein Glück durch euer Leid zu vergällen! Glücklich machen ist Frauennatur, und tragen helfen ihr Leben, darüber sich selbst vergessen, ist das nicht auch groß."

„Ja, wenn der Begriff nicht falsch verstanden wird."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Nicht?" wiederholte Winter sinnend.

„Nein, Selbstvergessen ist doch Pflicht."

„Pflicht," entgegnete er mit einem halb spottenden Ton, „Pflicht, wie oft hört' ich das Wort schon! — Doch, wir wollen nicht um Worte streiten, ich will Ihnen lieber eine kleine Geschichte erzählen, die einst

ein Freund von mir erlebte. Wollen Sie sie hören? Es ist eine Geschichte, bis heute ohne Schluß, wie sie tausendmal vorkommt, diese Geschichten sind meist mit dem Anfange zu Ende — aber Sie wissen, dem sie just passieret, dem bricht sie's Herz entzwei."

Elisabeth hätte die Geschichte lieber nicht gehört. Als aber der sonderbare Mann jetzt wiederholte, in einem Tone, der mehr vom Befehle als von der Frage hatte: „darf ich die Geschichte erzählen?" mußte sie zustimmen.

Winter stand noch immer an der Thür gelehnt, er sah zuweilen hinunter ins Thal, wo jetzt tiefe Schatten lagen, und dann wieder auf die Frau in der Hütte, die mit gesenkten Augen seine Erzählung erwartete. Einige Minuten sann er nach, dann fing er an: „Es ist eine kleine Geschichte, ich gebe sie Ihnen schmucklos, wie ich sie einst von meinem Freunde erfuhr, der sie erlebte. —

Wir reisten lange zusammen, er und ich, in der alten und neuen Welt, ich weiß nicht, wie viele Jahre und Monate; er war mein zweites Ich, mein besseres Selbst. Wir waren der civilisirten Welt gram geworden, warum, danach fragte keiner. Wir nahmen unsern Tag, wie er eben kam, von heut auf morgen, verlangten keinen neuen. Still unter uns, war es wie ein Gelöbniß — wir sprachen es nie aus —

uns niemals zu trennen, — wir waren Brüder — nein, wir waren Eins. — So blieb's lange. Einst, wir kamen von einer weiten Wanderung im Westen nach New-York zurück, fand mein Freund einen Brief, den ersten, so lange ich ihn kannte, erstaunt waren wir beide darüber. Er kam von Europa, der Brief, von einem Bekannten meines Freundes, — aus der Zeit, wo er noch Bekannte hatte. Ich war gar sehr erstaunt über das Schreiben, er sagte immer, er habe keine Verbindungen mit der Welt, aber noch mehr, als er mir erklärte, er müsse nach Europa, in die und die Stadt in Deutschland — der Name thut nichts zur Sache. — Sein Benehmen war sonderbar, ich hatte ihn nie so gesehen, so aufgeregt, so ungleich sich selber, — jetzt voll Freude, dann voll Wehmuth und Trauer. Er war sonst ein harter Mann, aber an dem Abend sah ich ihn weinen. Ich hatte keine Ahnung über Warum und Was, ich frug auch nicht, was ging es mich an? So hatten wir's immer gehalten. Keiner mischte sich in des Andern Angelegenheiten. Es ist am besten so. Nur kein überflüssiges Vertrauen! der Freund weiß ja doch wenn er den Freund braucht, ist dieser ihm nahe, mit Rath und That, wozu ein langes Erklären! Ich nahm die Sache einfach, wie sie mir gegeben war: er mußte nach Deutschland, gut, wir gingen,

das verstand sich von selbst, wir waren ja unzertrennlich! Und dann, er bedurfte meiner — der Brief hatte ihn aus dem Geleise gebracht, er war nicht mehr er selbst; von der ausgelassensten Heiterkeit bis zur tiefsten Trauer blieb nur noch ein Schritt — er war sonst ein vernünftiger Mann gewesen — ein Mann in meinen Jahren! Ich hätte ihm gern ein Trosteswort gesagt, aber ich konnte es nicht, es wurde ja nicht verlangt! Wir schifften uns ein, und schwammen dem alten Lande zu. Da, auf dem Schiffe nun, die Langeweile mag vielleicht mit Ursache gewesen sein — es war zwar viel für die Unterhaltung gethan, aber wir waren der civilisirten Unterhaltung entwöhnt, — da kam das Vertrauen doch. Es war ihm zu viel, die Last zu drückend, und mein Freund erzählte mir nun den Inhalt seines Briefes und was damit zusammenhing. — Aber — Sie hören ja nicht," unterbrach sich Winter hier selbst, da er Elisabeth's Blicke in die Ferne schweifen sah.

„Doch, doch," entgegnete sie, „ich sah nur nach den Wagen aus, sie bleiben lange."

„Sie sind ängstlich, wollen wir vielleicht hinunter gehen," sagte Winter, „mir ist's auch recht, wenn ich Sie begleiten darf."

„Aber Sie haben ja mit dem Gemsjäger zu reden," entgegnete Elisabeth.

„Nun, dazu ist später schon noch Zeit," meinte Winter, „die Frau wird wohl ihrem Manne sagen, daß ich mit ihm zu thun habe," sagte er zu dieser, die eben hinzu trat.

„Wohl, wohl," entgegnete die Frau, „die Herrschaften finden es kühl hier oben! ja die Abendluft! — Nun auf Wiedersehen!"

„Lebt wohl, Frau," sagte Winter und drückte ihr die Hand.

Auch Elisabeth stand auf und nach einigen Worten des Abschieds verließ sie mit Winter die Hütte, und beide schlugen den Heimweg ein.

Der Pfad den Berg hinunter ist schmal, und zwei Personen können nicht gut neben einander gehen. Elisabeth schritt rasch voran, Winter folgte ihr, sie sprachen wenig, nur über gleichgültige Dinge, er schien seine Erzählung vergessen zu haben; und sie waren schon im Thale angekommen, als Elisabeth sagte: „Was stand denn in dem Briefe ihres Freundes? Ich bin sehr neugierig."

„Ja so, meine Geschichte," erwiderte Winter, als entsänne er sich eben erst, daß sie noch nicht zu Ende. „Neugierig war ich damals auch, und doch stand wenig von Interesse in dem Briefe, beim ersten Ansehen wenigstens; eigentlich war es ein Geschäftsbrief, nur so im Vorbeigehen berichtete er den Tod

eines Kaufmannes, mit dem der Schreiber in Verbindung gestanden. Und doch war es das, was meinen armen Freund so aus dem Geleise brachte. Es ist sonderbar, ich hätte es nie gedacht! — Mein Freund hatte als junger Mann in — doch Sie erlassen mir auch da den Namen der Stadt — gelebt. Er war vermöglich, wenn auch nicht reich, aus guter Familie, vollkommen unabhängig, und lebte wie die meisten Leute seines Standes leben, nicht besser, aber auch nicht schlimmer. Er war auch in der Zeit, von der ich rede, längst über die Thorheiten der Jugend hinaus, hatte auch nie zu den Tollen gehört, fanden doch selbst die Klatschjungfern, wenn sie in ihren Kaffeevisiten die Jugend durchhechelten, nichts an ihm zu mäkeln, — das ist doch viel! — Er hatte viele Bekannte in der Stadt, Verbindungen mit den besten Familien, sein Name, seine gesellschaftliche Stellung brachten das mit sich und war überall gern gesehen. Doch ich langweile Sie — alte Leute werden leicht weitschweifig — entschuldigen Sie, ich werde mich kürzer fassen. — Mein Freund liebte ein junges Mädchen, die Tochter des reichsten, angesehensten Kaufmannes in der Stadt. Sie war das einzige Kind, ihre Mutter war früh gestorben, schön, wie — nun, wie Fräulein Madeleine, liebenswürdig, auch wie Madeleine, ihr Aeußeres war das Bild ihres

Innern, — Elisabeth — so hieß das junge Mädchen," fügte er hinzu, ohne auf das Erschrecken seiner Zuhörerin zu achten, „war mit einem Worte der Liebe eines ehrlichen Mannes werth, und mein Freund meinte es treu mit seiner Liebe. Sie gab ihm ihr Herz, wie das zu gehen pflegt, lange ehe sie daran dachten, ihres Vaters Ja zu holen. Warum sie zögerten? Ich weiß es nicht; sie waren beide glücklich so, und Elisabeth noch sehr jung, keine Achtzehn, und mein Freund? Auch er war jung — damals! —"

Winter hielt einen Augenblick inne, wie um sich zu besinnen; Elisabeth ging schweigend neben ihm her, dann fuhr er fort: „Ja, zwanzig Jahre sind seitdem vergangen, eine lange Zeit — so sagte mir mein Freund, — er hat seitdem die Jahre und Tage gezählt! Doch, wo blieb ich? Ja, bei seinem Glück! — Da — wie ein Blitzstrahl traf es die Beiden, — eines Tages rief der Vater Elisabeth zu sich, und erklärte ihr kurz und bündig, ohne viele Worte, er habe einen Brief von einem Geschäftsfreunde, dem er zu großen Danke verpflichtet sei, erhalten; in dem Briefe nun mahne dieser ihn an ein vor Jahren gegebenes Wort, die Tochter seinem ältesten Sohne zu vermählen und so die beiden Häuser zu vereinen. Der Vater setzte die Vorzüge dieser Heirath kurz nnd deutlich auseinander und fügte bei, Elisabeth werde seine

väterliche Sorge gewiß erkennen, er habe in ihrem Namen die Zusage gegeben, in einigen Tagen komme der Bräutigam. — Wie das junge Mädchen diese Erklärung aufnahm, wie sie weinte, klagte, flehte, wie mein Freund Alles aufbot, den eisernen Willen des Vaters zu beugen, wie Alles vergeblich war, wozu es beschreiben? — Nach vier Wochen war Elisabeth die Frau des Mannes, den sie nie gesehen, den sie nicht liebte, kaum achtete, der wußte, daß ihre Liebe einem andern gehörte, der sie doch an sich riß, — sie kaufte, durch sein Geld, und durch Gott weiß was!"

Winter schwieg wieder; er hatte die letzten Worte in halb unterdrücktem Tone gesagt, nur ein leichtes Zittern verrieth seine innere Bewegung. Jetzt heftete er seine durchdringenden Blicke auf Frau Wassenberg. Sie ging schneller, wie um ihm zu entfliehen. Sie war blasser als sonst — oder war es nur die Dämmerung, die sie so farblos scheinen ließ? —

Winter fuhr fort: „Mein Freund erzählte mir das Alles gar oft, — nachdem das Eis einmal gebrochen, fließt der Strom rascher, — und damals, auf der Reise nach der deutschen Stadt, — es war dieselbe, wohin Elisabeth mit ihrem Gatten gezogen — unterließ er nie, die Größe der Selbstentsagung der Geliebten bis in den Himmel zu erheben! Größe der Selbstentsagung! — Für was opferte sie sich

denn? — Für was ihre, seine Liebe? Für ihren Vater, dessen Wille Gebot war! Was aber war denn der Beweggrund dieses zärtlichen Vaters? — Nichts weiter als eine maßlose Geldliebe, ein Familienstolz, der verachtungswerth ist, zwei alte Firmen sollten eine werden, — wer fragt nach dem Herzen, wenn der Kastengeist spricht? — Und Elisabeth brachte das Opfer für eine so niedrige Sache. Mit kalten, scharfen Worten rissen sie das Band auseinander und sie unterlag, mein Freund sagte der — Pflicht. Er sah die Geliebte immer noch mit dem Heiligenschein der Pflichterfüllung. Es war Pflicht, ja, aber falschverstandene Pflicht, sein Lebensglück für einen elenden äußern Vortheil, für den Frieden mit der Familie zu opfern und dann selbst elend sein, wo man doch hätte selig werden können! Mein Freund sah das anders an, damals, jetzt — doch ich gehe zu rasch. — Mein Freund verließ die Heimath, noch ehe Elisabeth sie verlassen, er zog in die weite Welt. Er arbeitete viel, er reiste, den Gram zu verjagen, — er ward reich — was lag ihm daran? — Geld hatte ihm ja die Geliebte entrissen! Ein Spott war sein Geld! Er durchreiste die halbe Welt, er floh sein Leid, aber das Leid zog mit ihm. —

Da kam jener Brief. Der Kaufmann, dessen Tod berichtet wurde, war Elisabeths Gatte, — sie

war frei, frei nach zwanzig Jahren! Fast zwei Jahre schon war er todt — so lange hatte der Brief gewartet. Und das konnte meinen Freund so aus dem Geleise bringen? Es ist wunderbar! — Was sind zwanzig Jahre, sagte er, Liebe rechnet nicht, sie kennt keine Zeit.

Er eilte nach Deutschland in ihre Stadt, er fand Elisabeth nicht, ihn selbst kannte man nicht, man hielt ihn längst für todt. — Das brachte ihn auf den Gedanken, sich ihr ungekannt zu nähern. Das Leid hatte ihn ja alt gemacht, älter als die Jahre. Er nahm einen andern Namen an und zog ihr nach in die Berge. Er hatte viel von ihr gehört, doch er wollte sie sehen, sie kennen, ohne daß sie ihn erkannte. Er kam in die Berge. — „Doch, was ist Ihnen," unterbrach er sich plötzlich, „Sie sind blaß und zittern, ergreift Sie das Geschick des Armen? Oder was ist es sonst?"

„Nichts, nichts," stammelte Elisabeth, „die Abendluft ist kühl und macht mich schaudern."

Sie zog ihren Shwal fester um sich, und schlang den Schleier doppelt um ihr Gesicht. „Madeleine bleibt lange aus," sagte sie dann ruhiger.

Winter schien unschlüssig: sollte er fortfahren oder nicht? Einen Augenblick zögerte er, dann erzählte

er weiter: „Madeleine, — das erinnert mich, — Elisabeth hatte eine Tochter, sie war, was die Mutter einst gewesen, ein lieblich, vertrauend, harmloses Kind. Und Elisabeth? — Die Jahre hatten sie sehr geändert; schön war sie noch, vielleicht schöner wie einst, aber auf ihrem Gesichte stand viel geschrieben, das einst nicht da war. — Die Familie hatte ihr Opfer angenommen, und ausgebeutet. Ja, sie hatte noch mehr gethan: die Blume, die einst ihrem Kastengeist gebrochen wurde, war gewelkt, und jeder Hauch machte sie zittern; der eisigkalte, herzverknöchernde Egoismus hatte nur noch einen Schatten von dem übriggelassen, was Elisabeth einst gewesen; ein Spielball war sie jetzt in den Händen derer, für die sie einst Alles hingegeben, von der eigenen Familie, die nicht all' die Vortheile aus der Verbindung zog, welche sie erwartet, schief angesehen, im Hause ihres Gatten eine Fremde, nur Geduldete, die sich immer beugt, die keinen Willen kennt, als den ihrer Quäler. Sie trug Alles, sie widersprach nie. Und das nennt man Selbstentsagung, Aufopferung aus Pflicht! — Elisabeth hat verlernt, zu denken, zu glauben, zu hoffen — zu lieben — vielleicht auch? Sie denkt nur noch mit den Gedanken derer, die sie fürchtet, sie glaubt nur noch, was die ihr als Dogma vorhalten, sie hofft auf nichts mehr als auf den Tod, — sie liebt vielleicht noch ihre

Tochter, aber, diese Liebe wird kaum so weit gehen, diese Tochter vor der Familie zu schützen."

Winter schwieg und sah auf seine Begleiterin, sie ging langsam neben ihm und redete kein Wort.

„Sie fragen gar nicht, wie mein Freund all' das sehen konnte — sah? Das Auge der Liebe sieht scharf, auch noch nach zwanzig Jahren! — Wie er's aufnahm? Ich kann nur sagen: das letzte Leid war größer als das erste." Elisabeth wandte sich jetzt zu ihm. Sie bewegte die Lippen, als wolle sie reden, aber kein Wort ward hörbar. Mühsam rang sie nach Fassung. Winter kam ihr mit keiner Silbe zu Hülfe. Seine Augen ruhten fest auf ihr, als suche er ihre geheimsten Gedanken zu erforschen. Sie schlug den Schleier zurück, fast heftig, seine Falten beengten sie, und hemmten ihr den Athem — sie mußte Licht, Luft haben!

Endlich fragte Winter: „Was sagen Sie zur Geschichte meines Freundes?"

„Ich?" antwortete sie nach einer kleiner Pause, mit bebender Stimme. „Das Opfer war gebracht, — damals, vor zwanzig Jahren — er wußte es, und da es gebracht war, mußte sie es auch tragen bis zu Ende, und wenn sie unter der Last erlag — sie verdient darum nicht die Verachtung dessen, der sie doch einst geliebt!"

„Verachtung! Elisabeth!“ rief Winter und trat näher zu ihr.

„Still, still, die Geschichte ist zu Ende; — die Beiden kennen sich nicht mehr,“ sagte Elisabeth mit leiser, bebender Stimme.

In einiger Entfernung waren die Wagen aus dem Sertigthale sichtbar, sie eilte ihnen entgegen. Winter blieb einen Augenblick stehen. Was war das? War es das Ende? So hatte er es nicht erwartet. — Er ging langsam, sinnend dem Gasthause zu. —

Elisabeth war unterdessen bei den Wagen angekommen. Madeleine saß im ersten mit Armgard; als sie ihre Mutter sah, bestand sie darauf auszusteigen. Einige von der Gesellschaft folgten ihrem Beispiel, und unter allgemeinem heiterm Geplauder — Frau Wassenberg mußte von allen Seiten hören, wie viel sie versäumt, — erreichte man das Hôtel. Madeleine allein war stumm. Eisabeth bemerkte jedoch nichts davon, sie hörte kaum, wer redete, sie weilte noch immer bei Winter's Geschichte. Erst spät am Ab end als Madeleine ihr unter Thränen von Felix's Werbung erzählte, und sie bat und beschwor, sie nicht zu einer Verbindung mit dem Vetter zu zwingen, ward sie wieder in die Gegenwart zurückgerufen.

Sie küßte der Weinenden die Thränen von den

Augen und sagte sanft: „Sei ruhig mein Kind, niemals werde ich Dein Glück aus den Augen lassen."

Aber die Thränen des jungen Mädchens waren doch nicht getrocknet, und längst als die Mutter sie schon schlafend wähnte, weinte Madeleine noch, aber nicht allein aus Furcht vor der verhaßten Ehe; die Worte des Vetters über den, den sie bis jetzt als ihren Freund angesehen, die hatten sie tiefer verwundet als Alles: sie hatten einen Traum zerstört, den sie unbewußt geträumt, den sie nie wieder träumen konnte! Das Leid, das ihr neu und unfaßlich war, ließ sie nicht schlafen, und ruhelos zählte sie die Stunden der langen Nacht, ruhelos wie ihre Mutter, die im Nebenzimmer hin- und herging, dachte und sann, und zu keinem Ende kommen konnte.

Was war doch Alles in den letzten Stunden geschehen! Hätte Elisabeth das je geahnt? Sie war blind gewesen bis heute, jetzt erst sehend! Hätte sie doch immer blind sein können! — Ihr eigenes Leben war vor ihr aufgerollt worden, geschildert von dem, den sie längst als todt beweinte, der wochenlang neben ihr hergegangen war, unter dem fremden Namen, den sie nicht erkannte, zu dem sie redete wie zu einem Fremden. Daher jene erste Scheu, daher jenes Zittern vor ihm! Ein jedes seiner Worte hörte sie wieder, an jedem hätte sie ihn erkennen können!

— Warum hat sie ihn nicht erkannt? Sie ist blind und taub gewesen! Warum ist er gekommen? — Warum hat er ihr die Geschichte erzählt? — Ist er wirklich der Todtgeglaubte, Verlorene? Wäre er es doch nicht. Hätte er doch nicht so zu ihr geredet, nicht mit so kalten, schneidenden Worten die eigene Geschichte, als die des Freundes enthüllt, nur um ihr zu zeigen, siehe so liebte ich Dich, und so verachte ich Dich! — Er ist gekommen, nicht um, wie sie einst wohl träumte, ihr das zwanzigjährige Leid vergessen zu machen; nein, er läßt sie jede qualvolle Minute nochmals durchleben. Den Gedanken, der sie in der langen Zeit mit ihrem Leben versöhnt, es ihr leicht gemacht, das Bewußtsein: ich habe mich selbst, mein Glück, Andern geopfert, und Alles für sie gethan, nennt er Wahn, Täuschung, Nichts! Sie hat Alles hingegeben und Nichts gewonnen, nicht einmal die Achtung dessen, der einst ihre Welt gewesen! Ihre Liebe hat sie begraben, und auf ihrem Grabe die Pflicht gepflanzt, und die Blüthe, die aufgebrochen, trägt einen Wurm in sich. Sie hat sich in den Augen dessen, der sie einst über Alle stellte, zur Sklavin gemacht, und die Sklavenarbeit, die sie zwanzig Jahre lang gethan, schändet sie, — sie ist elend, namenlos elend. — Wie heute steht noch der Tag vor ihr, wo sie, ein halbes Kind noch, zu den Füßen ihres Vaters

gekniet, und ihn um Erbarmen anflehte, wo sie von dem Geliebten Abschied nahm; sein letztes Wort hörte sie noch, es klang so ernst und feierlich: „Elisabeth bewahre Dein besseres Selbst, laß Dich nicht knechten.“ Dann war er weggezogen in die weite Welt, weil sie es verlangte, weil sie gehorsam sein wollte. — Hat sie denn nicht ihr besseres Selbst bewahrt! Hat sie sich selbst verloren? — Er hatte keinen Treuschwur verlangt — es war ja Alles zu Ende — sie aber hat ihm doch treue Liebe bewahrt, zwanzig Jahre des Leides hindurch, die keinen Glückstag gehabt, in denen jede Stunde sie an jene Abschiedsstunde erinnerte, in denen sie gequält, unterdrückt worden war von einem rohen Gatten, einer Armgard Wassenberg, wo die Thränen, die sie über ihr Kind weinte, die einzigen Freudenthränen waren, wo sie alles verloren, ihre Freiheit, ihren Willen, wo all' das, was sie gehofft unerfüllt geblieben, wo sie nur elend gewesen! Zwanzig Jahre lang — und jetzt? Er stand von den Todten auf, um ihr zu sagen: Du hast Dich selbst verloren! — Ein Gedanke hatte sie stark gemacht: es ist Pflicht! und ein zweiter, als die Nachricht von seinem Tode kam, hatte ihr viel erleichtert: wenn es ein Jenseits gibt, in dem die Freunde die auf Erden Zurückgebliebenen nicht vergessen haben, dann sieht er auch Dich, denkt Deiner in Liebe, und hat das

Leid, das Du ihm einst zufügtest, vergessen, weil Du Deines trägst! — Und heute steht er vor ihr, aus seinem Munde hört sie, daß er sie verachtet — kalt und schonungslos — verachtet, weil sie das Opfer gebracht, weil sie getragen, geduldet und gelitten! Für ihr Weinen hat er ein bitteres Lachen, für ihr Schweigen kalte Worte, für ihr Unterwerfen, ein höhnisches Achselzucken, nennt es sklavische Erniedrigung einer sich in Eigendünkel einwiegenden, knechtischen Natur, in der der Kastengeist alles Edlere erstickt hat. Mit blutigen Thränen hätte sie die zwanzig Jahre auslöschen mögen; aber nichts kann ausgelöscht werden, nichts zerrissen. Sie wird nie mehr frei. Wozu auch? Es ist zu spät. Das Ende ist ja bald erreicht, jetzt ist auch Alles leichter, die Verachtung hilft tragen!

Wie die Gedanken sie martern!

Jetzt trat sie an's Bett der Tochter. Endlich schlief Madeleine. „Armes Kind auch Du, für einen Wassenberg!"

Sie lachte bitter, als sie jetzt auf die Schlafende sah. Was thun? Sie hatte Hülfe versprochen, wo sie doch wußte, daß sie nicht helfen konnte. Sie war ohnmächtig gegenüber den Wassenberg. Warum sollte auch Madeleine sich nicht fügen? Sie hat es ja auch gethan, und Madeleine ist frei! Wirklich? Warum

stand jetzt Brunow so mahnend vor ihr? Fort mit ihm! Madeleine ist gehorsam, sie fügt sich.

Zerronnen waren alle Vorsätze. Elisabeth ist willenlos. Winter hatte Recht, die zwanzig Jahre hatten mehr gethan, als ernste Linien auf einem schönen Gesichte gezogen.

Arme Madeleine, trage was Du mußt, die Welt ist nicht zum glücklich sein: die Minute zum Lächeln ist unbewußte Kindheit, die zum Seufzen das Leben, und die halbe zum Lieben Elend, dachte Elisabeth und trat vom Bette ihrer Tochter zurück.

---

## Siebentes Kapitel.

### Haiderose.

Früh am nächsten Morgen trat Armgard in das Zimmer ihrer Schwägerin. Elisabeth war nach der schlaflosen Nacht früh aufgestanden, sie erwartete den Besuch, und als Armgard ohne weitere Einleitung auf den Zweck ihres Kommens lossteuerte, fand Elisabeth dies nur natürlich: Armgard schmiedete immer ihr Eisen, so lang es warm war.

„Du kennst unsere Pläne für Felix und Madeleine," sagte sie nach dem ersten „guten Morgen," während sie sich auf dem Sofa behaglich niederließ und Elisabeth scharf durch die Lorgnette betrachtete, „Du hast sie bisher auch gebilligt, nicht wahr?"

„Ja, in der Voraussetzung, daß Madeleine einwillige," entgegnete Elisabeth nach einigem Zögern. Sie sah den Sturm kommen, und wollte sich nicht ganz ohne Widerstand vor dessen Wuth beugen.

„Davon ist jetzt nicht die Rede," erwiderte Arm-

gard scharf, „Du hast die Pläne der Familie gebilligt, und hättest dafür sorgen sollen, daß Madeleine keinen nutzlosen Widerstand leiste; das ist geschehen, die Kleine macht Umstände, sie hat Felix abgewiesen. Warum sorgtest Du nicht dafür, daß sie vernünftiger sei? Wir haben jetzt eine Mühe, die Du uns und Dir sparen konntest — Madeleine heirathet Felix ja doch, die Laune eines jungen Mädchens wird doch nicht die Pläne der Familie zu nichte machen sollen? — Hast Du gehört und verstanden?" fragte sie schneidend kalt, da Elisabeth nicht gleich antwortete, „Nun?"

„Du sagst, die Laune eines jungen Mädchens," entgegnete Elisabeth sanft, „Madeleine liebt Felix nicht!"

„Liebt Felix nicht," wiederholte Armgard spottend, „als ob es sich hier um Liebe handle; Ehen aus Liebe gibt es wenige, Thorheit! Hast Du vielleicht aus Liebe geheirathet?"

„Erinnere mich nicht daran, Armgard."

„Man sollte meinen, Du wärst das unglücklichste Geschöpf auf der weiten Welt, liebe Schwägerin; dem Himmel solltest Du danken, die Frau eines Wassenberg zu sein, — man sieht eben, Du bist eine Fremde in der Familie geblieben. Doch, mein Gott," fügte sie geringschätzig hinzu, „ich sollte mehr Nachsicht haben; — was kann man viel verlangen!"

Elisabeth achtete nicht auf diesen Zusatz, sie war an dergleichen gewöhnt, und sagte mit einer an ihr unerhörten Festigkeit: „Madeleine hat mir gestern erklärt, sie werde nie Felix Frau, und ich versprach ihr, sie nie gegen ihre Neigung zu verheirathen. Sie hat volle Freiheit."

Armgard sah die Sprecherin groß an: Elisabeth leistete Widerstand! Unerhört! Empörend! Sie bemeisterte sich jedoch und sagte ruhig: „Natürlich, wer redet denn von zwingen? Ich weiß so gut wie Du, Madeleine kann thun was sie will. Aber warum sollte sie denn nicht auf andere Gedanken gebracht werden können, mit ein wenig Klugheit, ein paar Bitten und etwas Ueberredung erreicht man viel! Junge Mädchen sind biegsam, Madeleine wie alle, man muß sie nur zu behandeln wissen, stelle ihr alles noch einmal vor, sie wird ja sagen; ich werde auch mein Möglichstes dafür thun."

Elisabeth schüttelte den Kopf: „Ich will es schon versuchen, aber ich kenne Madeleine, es wird umsonst sein."

„Natürlich, wenn Du sie in ihrem Eigensinn unterstützest. — Was hast Du gegen die Heirath?"

„Sage mir nur, warum muß denn Madeleine Felix heirathen? ich sehe keine Nothwendigkeit."

„Keine?" wiederholte Armgard langsam, als sänne sie auf eine Antwort.

„Nein keine," sagte Elisabeth, „Madeleine ist jung, reich und schön, warum sollte sie nicht nach ihrem Herzen wählen?"

„Gewiß kann sie das; — wenn sie eine Undankbare ist, wenn sie vergißt, was sie ihrer Familie schuldig ist, wird sie es thun, und Felix zurückweisen. — Natürlich, was liegt Euch an der Familie? Euch kümmert der Name nicht, Euch ist es gleich, wie der in der Welt angesehen ist, wenn nur Ihr wohlgebettet seid. Was liege Euch an dem Ganzen, Ihr vergeßt leicht jede Verpflichtung, die das Glied für den Körper hat, wozu auch? Man denkt an sich! Fräulein Madeleine kauft sich einen Gatten, der ihr gerne sentimentale Phrasen vorfabelt."

„Armgard!" rief Elisabeth.

„Man weiß das ja! die wahre, ächte Liebe, deren Fuß auf dem Boden der Familie wurzelt, die kennt Ihr nicht! — Ihr wollt nur empfangen, nie geben; und sprecht dann gleich von Opfer. Lächerlich! wir wollen auch der Kleinen Glück."

„Madeleinens Glück ist meine Sorge, und eben darum werde ich sie nicht zwingen Felix' Frau zu werden."

„Dank! Dank! meine liebe gute Mama," rief

jetzt Madeleine, die schon eine Weile unter der Thür des Zimmers stand, und dem Gespräche zugehört hatte, und eilte zu ihrer Mutter.

„Nein, Tante, ich heirathe Felix nie! Mama zwingt mich nicht, und wenn Alle es wollen, wir beide sagen nein, nicht wahr, Mama?"

„Gewiß, mein Kind, beruhige Dich nur, Tante Armgard weiß jetzt, daß Du nicht willst, und wird nicht weiter drängen; sie wollen ja Alle nur Dein Glück!" Ein leichter Anflug von Spott klang durch die letzten Worte Elisabeth's, Armgard entging er nicht. — Das war unerhört bei der schüchternen Schwägerin! Sie schwieg einen Augenblick, während sie Mutter und Tochter aufmerksam beobachtete. Nichts verrieth ihre Gedanken, nur das leichte Zittern der Hand, mit der sie an der Kette ihrer Lorgnette spielte, zeigte innere Bewegung, endlich sagte sie zu Madeleine:

„Fräulein verräth löbliche Eigenschaften, spielt die Lauscherin, — nun, für heute war das gut, es erspart Erklärungen, und da wir denn doch so weit sind, mögen wir auch zu Ende kommen. Wir bestehen nicht auf der Verbindung, Felix erbettelt sich keine Frau. Madeleine will nicht, sie ist frei; gut, sie mag thun was sie will, Baron Brunow heirathen,

er wird die reiche Frau gern nehmen, warum nicht, man hilft sich wie man kann."

„Tante, Tante, sage das nicht," rief Madeleine und verbarg weinend ihr Gesicht an der Mutter Brust.

Armgard hörte sie nicht, sondern fuhr ruhig fort: „Die Heirath war meines armen Schwagers Wunsch, ich will nicht sagen, Wille, doch darüber ist kein Wort zu verlieren, todt ist todt, ein letzter Wille! wer kümmert sich darum, wenn er der eigenen Selbstsucht folgen möchte! Thut was Ihr wollt, zeigt mit den Fingern auf die Wassenberg, — denen Ihr wohl angehört, — und sagt höhnisch: seht wir hätten sie retten können, das sind die reichen Wassenberg, sie sind arm, Bettler, durch uns dazu geworden, was liegt uns daran!"

„Armgard, um Gotteswillen! sprich deutlich," rief jetzt Elisabeth, „ich verstehe kein Wort, sage was ist?

„Was ist? O nichts, gar nichts," entgegnete Armgard fast höhnisch, „nichts weiter, als das alte große Haus Wassenberg geht zu Grabe, wenn nicht die einzige Hülfe geleistet wird, die es retten kann. Doch was kümmert's Euch! Ihr wollt ja nichts für die Familie thun!"

„Armgard, nicht möglich! sage Du willst uns schrecken!“ bat Elisabeth.

„Schrecken,“ spottete Armgard, „seit wann kennst Du solche Scherze an mir? Glaubst Du mir nicht, frage meinen Mann, oder besser, warte einige Tage zu, und die Spatzen auf dem Dache zwitschen Dir's in die Ohren. Freilich, Du hast Dich nie um Geschäfte bekümmert, Du weißt nicht, was es heißt, jeden Heller mühsam erworben zu haben, und dann Alles zu verlieren, wo das Wort eines Kindes retten könnte.“

Armgard erhob sich und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, sie schien erregt und nach Fassung zu ringen.

Elisabeth sah ihr sinnend nach. Also das war es, darum mußte Madeleine Ja sagen, den einen Theil der Familie vom Ruine zu retten. — War das Opfer, das man von ihrem Kinde verlangte nicht zu groß? Was lag denn an einer alten Firma? Für was aber war sie einst gezwungen worden? Hier stand doch das Glück, der Name einer Familie auf dem Spiele, und mehr noch, — was mochte der Bankerott Alles mit sich ziehen? Sie schauderte. Sie sah von der Schwägerin auf die Tochter, die weinend

neben ihr kniete und, den Kopf auf ihren Schooß gedrückt, kein Wort zu hören schien.

„Ist denn keine Rettung möglich?" fragte Elisabeth.

„Keine," erwiderte Armgard, „die einzige habt Ihr unmöglich gemacht."

„Warum sagtest Du aber das erst heute?" fragte Elisabeth angstvoll.

„Warum," antwortete Armgard, „glaubst Du, wir wollten von Eurem Mitleid etwas erzwingen? Dazu sind wir zu stolz, nur Liebe hätte es geben können."

„Ja, und Ihr hättet Madeleine mit in's Elend gezogen," sagte Elisabeth bitter.

„Du fabelst," entgegnete Armgard, „das wäre nie geschehen Madeleine hätte uns geholfen, und wir würden sie durch tausendfache Liebe belohnt haben, doch, wozu noch darüber reden, jedes Wort ist umsonst."

„Aber," fing Elisabeth nach einer Pause wieder an, „Dein Mann ist ja Madeleinens Vormund."

„Ah so," fiel ihr Armgard schnell in's Wort, „Du hast Angst, er habe Deiner Tochter Geld angegriffen, sei ohne Sorge, er ist ein Wassenberg! Uebrigens weißt Du so gut wie ich, ihr Vater hat dafür gesorgt, daß es unberührt bleibe, nur mit ihrer Hand kann darüber verfügt werden."

Elisabeth sah auf die Tochter zu ihren Füßen, und strich ihr schmeichelnd über die goldenen Haare. „Madeleine, mein Herz, sagst Du gar nichts,“ bat sie, „Du allein kannst helfen, willst Du es nicht?“

Madeleine richtete sich auf und sagte: „Helfen soll ich? Ob ich will? Nehmt all' mein Geld, was liegt mir daran; ich will es nicht, es kann mich nicht glücklich machen! Nehmt es, ich frage nicht danach, nur laßt mich frei!“

„Glaubst Du, wir nähmen ein Geschenk von Dir, selbst wenn Du es geben könntest? Nur die Gattin des Sohnes könnte helfen, der Mündel Eigenthum ist heilig, Du verstehst das nicht,“ sagte Armgard.

„Nein,“ erwiderte Madeleine, „ich verstehe es nicht, ich bin reich, sagt Ihr Alle, Papa hinterließ mir viel, auch Mama ist reich, wir haben auch längst die Fabriken nicht mehr, für die Papa immer so viel Geld brauchte, warum sollte ich mit meinem Gelde nicht machen dürfen, was ich will? Ihr könnt Alles nehmen, Ihr führt ja den Kaufmannsnamen fort, ich weiß das ganz gut, es gibt nur noch den einen Wassenberg, wie oft habt Ihr mir das gesagt! Nehmt mein Geld, ich mache keine Ansprüche darauf, ich will gewiß sehr sparsam sein!“

„Kind,“ entgegnete Armgard lächelnd, „Dein Geld kann uns nicht helfen, Du darfst nur mit

Deiner Hand darüber verfügen; Du willst helfen, es ist Dir aber unmöglich, Felix' Frau zu werden — Ich sagte das alles auch nicht, um Dich zu rühren, einmal mußtet Ihr es ja doch erfahren, da ist heute so gut wie morgen. Denke nicht weiter an die Sache."

Madeleine stand jetzt auf, und trat zu ihrer Tante, die am Fenster lehnte und gleichgültig hinausschaute.

„Tante," sagte sie, „Du nennst mich oft ein Kind, ein thörichtes Ding, das immer nur der Eingabe des Moments folgt, ich weiß das wohl, ich bin ein Kind und verstehe nichts von Geschäften, darum habe Geduld mit mir, dränge mich nicht, nimm mein Geld, als hätte ich Ja gesagt, mich reut es nie."

„Madeleine! Du willigst ein!" rief Armgard freudig.

„Nein, Tante, verstehe mich nicht falsch, ich habe nicht eingewilligt, nicht einmal versprochen, es je zu thun."

„Dann genug von der Sache," sagte Armgard hart.

Madeleine stand zitternd vor der Tante, sie schien zu überlegen, dann ging sie wieder zu ihrer Mutter zurück, die kaum wagte Tochter und Schwägerin anzusehen, — ihr bangte vor Allem.

„Mama,“ sagte Madeleine, „rathe Du mir, was soll ich thun? Dir will ich folgen, Dir allein.“

„Nicht mir, Kind, nur Dir selbst, Niemand kann Dir rathen, Niemand Dir befehlen.“

„Ich allein! Alles in mir sagt tausendmal nein! O mein Gott, wenn Ihr nur Mitleid mit mir hättet!“

„Mitleid mit Dir,“ sagte Armgard, „Niemand zwingt Dich ja! Wenn Du die Schande tragen kannst, wie die Leute mit Fingern auf Dich zeigen und rufen, seht, ein Wort hätte es ihr gekostet, sie hat das kleine Wort nicht gesagt, wo sie doch die Schande verhütet hätte! Was liegt uns daran! Wir zwingen Niemand, Du bist frei, mach' uns keinen Vorwurf!“

„Ein Wort hätte es gekostet, Tante? Sage ein Leben; es ist mein Leben, mein Alles!“

„Madeleine, Du denkst Dir das Ja so schwer, am Ende gar ein Opfer, Kind, Du irrst Dich, es ist keines, Du wirst glücklich mit Felix, wenn Du es nur willst, mein Herz,“ sagte Elisabeth bittend.

„Nie! Nie!“ rief Madeleine heftig. „Mama,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „ich weiß nicht, wie es kömmt, aber mir ist, als versage mir die Zunge für dieses verhaßte Ja, und riefe immer nur: nein, nein! Mir ist, als sähe ich nur Leid, nur Elend in der Ehe mit Felix, wir passen nimmer zusammen, ich

kann ihn nicht lieben — Ehe ohne Liebe, sagt Felix, sei gut — mir dünkt, sie ist eine Hölle — ich kann die Hölle nicht wählen! — Sage, Mama, was würdest Du an meiner Stelle thun?"

Elisabeth schwieg. Was sollte Sie sagen?

„Mama, ich thue dann das Gleiche!"

„Was sie gethan hätte? Sie hat es gethan, sie folgte dem Willen ihrer Familie, sie wußte, was sie dieser schuldig war," sagte Armgard, als Elisabeth schwieg.

„Mama, ist das wahr? Und warst Du glücklich?" bat Madeleine mit zitternder Stimme.

„Ich hab' es gethan, mein Kind."

„Und, Mama, warst Du glücklich?" fragte Madeleine wieder.

Frau Armgard's Blick heftete sich ernst und streng, fast drohend auf die Schwägerin, die mit der Antwort zögerte — ein Nein konnte dem Blick nicht begegnen. Elisabeth beugte sich unter seiner Macht, und das Nein ward zu einem fast unhörbaren: „Ja, mein Kind, erfüllte Pflicht ist Glück."

Madeleine stand einige Minuten regungslos, dann schlang sie die Arme um den Hals der Mutter, und verbarg ihr Gesicht an ihrer Brust. Sie weinte nicht. Sie wußte, was sie zu thun hatte, die

Mutter hatte ihr ja den Weg gezeigt, es mußte der rechte sein.

Eine bange Pause war es für Alle, — Armgard lehnte am Fenster und sah kaum auf die Beiden, nur ein Lächeln verrieth die Ahnung ihres Triumphes: sie drängte auch nicht, ob jetzt oder in einigen Minuten, sie war am Ziel. Elisabeth versuchte der Tochter Muth einzuflößen, aber ein jedes Wort erstarb auf ihren Lippen — sie dachte an gestern — und wie ein Hohn dünkte ihr jetzt ihr: „ja, mein Kind, erfüllte Pflicht ist Glück.“ Hätte sie noch einmal zu reden gehabt — doch nein, dort stand Armgard, sie hätte sich wieder gebeugt, wie immer. Und Madeleine? Was machte sie verstummen? Ein Bild stieg vor ihr auf, und dies Bild machte ihr Leid namenlos.

Endlich erhob sie sich wieder, wandte sich zu Tante Armgard und sagte mit fest entschlossener Stimme: „Geh, Tante, sage Felix, ich will seine Frau werden.“

„Theueres, geliebtes Kind, ich wußte ja, Du würdest uns nicht in's Unglück stoßen,“ rief Armgard, und wollte die Nichte in ihre Arme schließen. Diese aber entzog sich jeder Berührung und eilte in ihr Zimmer.

Das Opfer war gebracht. Es lag zentnerschwer

auf Madeleine, ein Bann, den sie ihr Leben lang mit sich schleppen mußte! Sie hatte mehr als nur ihre Freiheit für das was ihre Mutter die Pflicht nannte, hingegeben: sie hatte ihr Herz verleugnen müssen, und diese Wunde konnte nichts heilen. Jetzt aber, da alles vorüber, dachte sie nicht an das, was sie verloren; sie versuchte auch nicht sich einzureden, sie habe nicht so viel hingegeben, als sie wähne; sie wagte kaum zu denken, aus Furcht ein Reuegedanke möge kommen; sie fühlte eine Leere in sich, die nichts ausfüllen konnte, aber sie versuchte nicht zu ergründen, wie tief die Leere sei. Sie hatte gegen sich selbst entschieden, und dies konnte nichts ungeschehen machen. Inmitten ihres Leids fand sie aber doch einen tröstlichen Gedanken: jedes Leid, das größte hat ein Ende — es gibt eine Erlösung für Alles, und wenn die Erlösung auch Tod ist, was liegt daran, es folgt ja dann ein ewiger Schlaf, wo Alles vergessen, ausgelöscht sein wird. Es war dies nur eine leise Ahnung, — woher kam sie dem Kind, dem bisher nur das Glück gelächelt? Madeleine war jetzt kein Kind mehr, der eine Tag hatte sie alt gemacht! An die Jahre, die zwischen dem Erlösungstage und heute lagen, wagte sie nicht zu denken, nicht daran, wie sie ein ganzes Leben lang an den gekettet sein werde, den sie verachtete, dessen Nähe ihr gestern

noch vergiftend erschien. Ein Wort sollte all' das verklären: Pflicht! Die grauenhafte düstere Ferne mußte sie hell und glänzend sehen im Lichte der Pflicht, während die bange Frage: wie wird Alles enden? drohend vor ihr stand, und die Zukunft zur Nacht machte. Das lachende Kind Madeleine war nicht mehr, nur noch das sorgende, fürchtende Weib. Sie weinte nicht. Niemand sollte ihr Leid sehen, nicht die Mutter, kein Freund, nicht Tante Armgard oder der Onkel, nicht Felix, — er am wenigsten. Sie verlangte nur Eines, eine stumme Bitte war es, die selbst Armgard nicht mißverstand: Alleinsein, nur kein Trosteswort, keine Frage, dafür war sie nicht stark genug.

Als die Mutter nach einiger Zeit auf Madeleines Zimmer kam, fand sie die Tochter ruhig und gefaßt, als sie aber von Dank anfing, zu trösten, zu erheitern versuchte, und sagte sie werde mit Felix gewiß glücklich, sie dürfe daran nicht zweifeln, Glück sei überall zu finden, Felix werde ihr durch Liebe das Leben schön machen, und auch sie werde lernen ihn zu lieben, da sagte Madeleine ernst: „Ich weiß, was ich gethan habe, fürchte nicht, daß ich zurückgehen möge, aber versuche auch nicht mir einzureden, mein Ja habe aus Felix und mir andere Menschen gemacht. Ich weiß, ich kann tragen was ich auf mich nahm, und vielleicht magst Du Recht haben,“ fügte sie zögernd hinzu, als sie das bekümmerte

Gesicht ihrer Mutter sah, „vielleicht wird Alles gut und schön, besser als ich denke. Aber jetzt rede nicht davon, ich muß mich erst an den Gedanken gewöhnen Braut zu sein — Felix' Braut! Und dann, — die Leute hier sollen es nicht wissen, Glückwünsche thun so weh, wenn man nicht glücklich ist, nicht wahr, Mama?“

Elisabeth versprach alles was Madeleine wünschte, und theilte es der Schwägerin mit, die es billigte und in der Freude ihres Sieges gerne in Kleinigkeiten nachgab, ja sogar den Vorschlag machte, Felix solle noch heute von Davos abreisen, es möge vielleicht gut sein, die Beiden sähen sich einige Zeit nicht, und wenn ein paar Wochen herum habe Madeleine sich auch mit dem Gedanken vertraut gemacht, und vergessen, daß sie sich so sehr geweigert. — Felix war dem Vorschlage nicht abgeneigt; die Viertelstunde, die er mit der Cousine verbrachte, um aus ihrem Munde das Ja zu hören, war selbst für ihn, den gewandten Felix, eine peinliche gewesen, und flößte ihm kein großes Vertrauen auf die folgenden Tage ein, so daß er ihnen gerne entging. Madeleine hatte jede Erklärung seiner „grenzenlosen Liebe“ kurz abgeschnitten, „sie habe ihre Gefühle nicht geändert; er kenne den Beweggrund ihres Ja's, sie wünsche und verlange, daß er danach allein sein Benehmen einrichte, ein jedes Wort von Liebe weise sie heute ein für alle Mal ent-

schieden zurück." Ihre Kälte und Ruhe brachten ihn außer Fassung, und wenn nicht die Gegenwart seiner Mutter, ihre Klugheit und Umsicht ihm beigestanden, wer weiß, was er gethan hätte!

So reiste er denn ab, ohne von Madeleine nochmals Abschied genommen zu haben. Sein Kommen und Gehen berührte sie wenig, sie hatte ihm nichts zu sagen.

Um so mehr Armgard; hier ging aber die Sache nicht so glatt ab. Felix war am Morgen wohl sehr erfreut über den Sieg gewesen, aber die spätern Erfahrungen hatten dem Triumph den besten Glanz genommen, und die Dankbarkeit gegen die Mutter sehr geschwächt.

„Ich fand keine Spur von der so gerühmten Fügsamkeit Madeleines," sagte er, „ich erwartete etwas Anderes, — zudem ist mir Dein letztes, vielgerühmtes Mittel sehr unangenehm, es bringt mich in eine durchaus nicht wünschenswerthe Abhängigkeit von meiner Frau, es ist mir peinlich bei jeder Gelegenheit hören zu müssen: ohne mich wärst Du ein Bettler."

„Aber, Felix! Du bist lächerlich!" entgegnete Armgard, „Madeleine wird das nie thun, dazu ist sie zu feinfühlend, zu edel!"

„Edel, feinfühlend! Sonderbar, Mama? Du rechnest auf Edelmuth! Du glaubst daran! Entschuldige, aber ich muß lachen, Du an Edelmuth glauben!

Dazu solltest Du mich bekehren, ich bin noch sehr schwach in dem Punkte," lachte Felix.

„Dein Lachen, Felix, ist zum mindesten unpassend, — statt dankbar."

„Bitte, Mama, wofür dankbar? Sollte ich dankbar sein, so hättest Du ein klügeres Mittel wählen müssen."

„Ich hatte kein anderes; übrigens, das Mittel ist nicht ganz aus der Luft gegriffen, Du weißt, die Geschäfte stehen schlecht, Deine maßlose Verschwendung in den letzten zehn Jahren."

„Am Ende bin ich gar noch die Ursache! das ist mir neu, und sehr stark Mama! Papa ist reich!"

„War reich, Du weißt das so gut wie ich; auch der ergiebigste Brunnen muß versiegen, wenn er keinen Zufluß erhält, und seit Sechsundsechzig stehen die Geschäfte schlecht; der Ruin ist unausbleiblich ohne Madeleines Geld, das Mittel war nöthig."

„Am Bettelstab wären wir noch lange nicht gewesen," entgegnete Felix scharf.

„So meinst Du? Was nennt man denn Bettelstab? Von Haus zu Haus gehen, ein Stück Brod erbitten, ist für den, der nie mehr hatte, als eben nur Brod, noch lange nicht so schlimm, als für den, der Hunderttausende besaß, mit Hundert auszukommen, da liegt's! So wie bisher hätten wir nicht mehr

leben können, wir hätten uns einschränken müssen, ich hasse das, und Deine maßlose Verschwendung, wie wäre die dabei gestanden?"

„Ich bitte, Mama, vermeide diese häßlichen Ausdrücke; ich lebe meinem Stande gemäß, voilà tout, der Name fordert Opfer, und Du gingst mir immer mit dem Beispiel voran."

„Ich sage nicht nein, aber viel Geld gehört dazu, Madeleine hat, was wir nicht mehr haben; sie mußte helfen."

„Natürlich! Aber ich sehe immer noch nicht ein, warum wir ihr Geld nicht angreifen konnten, wer fragte danach?"

„So, meinst Du? Wenn es nun heute oder morgen der Kleinen einfiele sich zu verheirathen, und ihr Mann verlangte das Vermögen seiner Frau, was dann?"

„Nun, Papa hätte hohe Zinsen bezahlt, von außergewöhnlich gutem Placement des Geldes geredet, — mein Gott, man findet Ausflüchte!"

„Besser, man braucht sie nicht! das Mittel war gut."

„Ich sage nichts gegen das Mittel an sich, ich mache mir kein Gewissen aus einen kleinen Betrug."

„Felix, sprich das häßliche Wort nicht aus."

„Mama, ich brauche mich doch vor Dir nicht

zu geniren! entre nous! es ist langweilig genug vor Andern jedes Wort abwägen zu müssen. — Die Sache ist ärgerlich, die Kleine ist so abwehrend, so widerspenstig! wir werden ein zärtliches Ehepaar abgeben, ich freue mich auf den Honigmonat!"

„Felix, ich begreife Dich nicht, Du wirst die Kleine doch ziehen!"

„Nun ja, aber es ist unangenehm, jeden Tag dieselbe Geschichte von dem langweiligen Opfer hören zu müssen."

„Aber was hält Dich ab, ihr Alles klar zu machen?"

„Wie? Ich verstehe Dich nicht! Du meinst, ich solle Madeleine sagen: wir haben ihr nur etwas vorgeschwindelt, — den goldenen Vogel in's Garn gelockt — denn, natürlich sollte diese Enthüllung etwas nützen, und ihrem Opfer den Werth nehmen, dürfte gar nicht von unsern Verlegenheiten, die ja nicht zu leugnen sind, die Rede sein, ich müßte also den Betrug auf der entgegengesetzten Seite weiter spielen — das wäre stark."

„Und warum solltest Du es nicht wagen, um Ruhe im Hause zu haben; dazu ist kein Mittel zu schlecht?"

„Aha, der Zweck heiligt die Mittel," lachte Felix, „Mama ist sehr jesuitisch, seit wann?"

„Was schadet es denn, man kömmt sonst nie auf einen grünen Zweig."

„Und Mama nimmt am liebsten den ganzen Baum. Doch, ich fürchte, dieses Mittel würde keine Ruhe in's Haus bringen. — Die Sache ist schlimm."

„Nun, so gehe hin, und sage Madeleine: meine Mutter hat Dich angelogen, betteln müssen wir ohne dein Geld zwar noch nicht, erwünscht wäre uns die halbe Million wohl, aber wir wollen sie lieber nicht, wir sind gar ehrliche Leute; — laß Dir dann in's Gesicht lachen, und gratulire morgen Brunow zur Verlobung mit Deiner schönen Cousine, denn, wenn Du sie nicht heimführst, er ist nicht so blöde."

„Brunow! niemals! Ich bin ein Narr mir Skrupel zu machen; ich in einer Mansarde wohnen, Schwarzbrod essen, nnd als elender Commis elende hundert Thaler zu verdienen!" rief Felix durch die letzten Worte seiner Mutter gereizt.

„Nun," meinte Armgard lächelnd, „so schlimm käme es noch lange nicht."

„Einerlei! die Kleine ist meine Braut, und in sechs Wochen meine Frau. Höre, Mama, habe ein wachsames Auge auf sie!"

„Bist Du eifersüchtig?

„Nein, obwohl ich Brunow nicht traue, am Ende bliebe ich doch besser hier."

„Zu was? Es ist besser Du gehst, schreibe nur oft, und vergiß nicht zuweilen ein Wort über den schlechten Stand der Dinge einfließen zu lassen, das ist nöthig. Hier ist Alles in guter Hand, verlaß Dich darauf, ich habe offene Augen — und dann, Madeleine bleibt jetzt fest."

„Ja wenn Brunow nicht wäre."

„Lächerlich! Sie thut ihre Pflicht."

„Ein schönes Ding um diese Pflicht, gute Erfindung für kleinliche Seelen, wahrer Nikolaus mit der Zuchtruthe für die großen Kinder, die dumm genug sind sich erschrecken zu lassen," sagte Felix.

---

## Achtes Kapitel.

### Moos.

Felix Wassenberg reiste ab. Jedermann wunderte sich darüber, man erwartete seine Verlobung mit Madeleine von Tag zu Tag; er hatte kein Hehl aus seinen Absichten gemacht, und in Madeleine's Benehmen war nichts, das ihnen wiedersprochen hätte. Die überall Geschichten suchenden Curgäste bemüthen sich natürlich, etwas im Hintergrunde zu finden. Allein umsonst. Wohl erschien Madeleine am Tage von Felix' Abreise nicht am Tische, aber Frau Armgard erklärte dies allen, die es wissen wollten, durch ein kleines Unwohlsein ihrer Nichte, Uebermüdung nach dem Ausfluge an den Sertigwasserfall; auch die Abreise ihres Sohnes ward durch dringende Geschäfte in der Heimath genügend erklärt, und alle Warum und Wie verstummten bald. Felix war schnell vergessen, nur noch zuweilen wurde er gelegentlich erwähnt; trotzdem er so viel für die Geselligkeit gethan, brachte seine Abreise kaum eine Lücke hervor,

er war eben fort, Alles blieb doch wie zuvor für die Meisten, wenn auch nicht für Alle.

Nicht Allen entging die Veränderung, die bei den Wassenberg eingetreten war: von Elisabeth sah man weniger als je, Armgard schien sehr beschäftigt, von einem Gedanken in Anspruch genommen, Madeleinen's bleiche Züge verriethen ein Leiden, das wohl kaum jener Uebermüdung im Sertigthal zugeschrieben werden konnte. Winter und Brunow sahen das wohl. Brunow versuchte sich Madeleine mehr zu nähern, sie mied ihn jedoch auffallend, gönnte ihm kaum ein Wort mehr, als die Höflichkeit verlangte, so daß auch er sich von Tag zu Tag fremder fühlte. Wie früher, vor Ankunft ihrer Verwandten, war Madeleine viel mit Winter zu sehen. Seinem forschenden Auge entging keine Veränderung in ihr. Seit jenem Abende, wo er Elisabeth seine und ihre Geschichte erzählte, schien er mehr als je darauf bedacht, sich das Vertrauen Madeleine's zu bewahren. Er suchte sie öfters auf, bemühte sich, sie zu erheitern, und ihr altes Lachen zurückzurufen. Es gelang ihm nicht, aber bald wußte er mehr von ihrem Leid, als sie selbst, er las in ihr, und durch ihr Bemühen zu verbergen ward er nur klarer und sicherer, Alles war eingetroffen, wie er erwartet. Felix hatte ihm oft von seinen Absichten auf die Hand der Cousine erzählt,

Winter zog seine Schlüsse daraus und hatte sich nicht geirrt. Darum auch, um sie wachsam zu machen, hatte er ja Elisabeth die Geschichte seines Freundes erzählt, er wollte wissen, wie sie dachte und empfand, ob sie sich wirklich so geändert, wie er durch seine Studien herausgefunden, und zugleich sie warnen; daß sie nur noch ein Schatten seiner Elisabeth war, das zu finden hatte es keiner langen Prüfung bedurft! Er wollte sie wecken, denn er glaubte, sie liege im Schlafe und er fand sie todt. All die Liebe, die er zu der Todten gehabt, trug er nun, geheiligt durch die langen Jahre, in denen er sie nicht vergessen, auf ihre Tochter über. Sie war ihm Alles, Wassenberg's Wittwe Nichts. Vielleicht auch suchte er in Madeleine das Ideal, das er einst in Elisabeth gesehen und verloren, vielleicht wollte er die Erinnerung mit Gewalt festhalten, oder war die Liebe zu der Tochter der Geliebten eine Art Sühne für das Leid, das er dieser durch das schonungslose Aufreißen der alten Wunden zugefügt? Er selbst gab sich keine Rechenschaft darüber, er folgte nur seiner Neigung. Die Geschichte seiner Jugendliebe war zu Ende, er hatte sich wohl das Ende anders ausgemalt auf seiner langen Reise? Er war entschlossen, Davos zu verlassen, aber er zögerte von Tag zu Tag, Madeleine hielt ihn fest. Wirklich nur sie?

Die Antwort hierauf wäre ihm schwer geworden, aber er stellte die Frage nicht. Er wollte Elisabeth nie mehr sehen, nie mehr sprechen: er sah sie aber täglich, und sprach mehr von ihr als sonst — Madeleine mußte von ihr erzählen. An die Rücksichtslosigkeit die in seinem Hierbleiben und Hinzudrängen zu ihrer Tochter lag, nachdem sie ihm doch gesagt: wir sind einander fremd — dachte er nicht. Er konnte das Kind nicht verlassen, er wollte es schützen, vor Allen, auch vor ihr.

Elisabeth sah das wohl, auch sie war scharfsichtig geworden. Was mochte er nur mit Madeleinen zu reden haben? — Sie litt durch hundert Vermuthungen, aber sie wagte keine Einrede, kein Verbot, das die Tochter von ihm getrennt hätte, er übte eine Macht auf sie, der sie nicht widerstehen konnte. Die Verlobung Madeleine's hatte sie für einen Augenblick ihr eigenes Leid vergessen lassen, jetzt, nachdem die Ruhe in Allem hergestellt schien, trat es wieder hervor. Wie sollte sie Winter begegnen? Nachdem sie das Loos ihrer Tochter entschieden, lag die Erinnerung an jedes seiner Worte schwer auf ihr. Warum hatte sie aber auch nachgegeben? Er stand drohend vor ihr, spottend hörte sie ihn sagen: Schwachheit, dein Name ist Weib! Ja hülle dich nur in den Mantel der Pflicht, brich da ein Leben, dort eines, was liegt daran; Es geschieht

ja aus Pflicht! Und dann — wird er ihr nochmals nahen? Er weiß ja nicht, was sie gethan — wird er eine Versöhnung suchen? Wozu? Fremde versöhnen sich nicht, sie haben nichts gegen einander verschuldet. — Auch sie wäre gern von Davos weggegangen, aber auch sie konnte nicht. Einmal sprach sie sogar mit Armgard davon, allein diese wünschte nicht, daß Elisabeth jetzt in der Heimath ankäme, und dort, — der Zufall ist oft tückisch, — das faule Spiel, das man mit ihr trieb, durchschaue, und widersprach entschieden, aus gleichem Grund auch gegen das Vertauschen von Davos mit einem andern Curorte, und da Elisabeth keinen triftigen Grund für ihren Wunsch angeben konnte, mußte sie bleiben. Alles kam aber doch besser, als sie dachte: Winter erschien nicht mehr bei der Tafel, wo er ihr sonst gegenüber gesessen, durch Madeleine erfuhr sie, er wohne im Strela. Sie sah ihn wohl oft, aber sie kam nie in nähere Berührung mit ihm.

Das Leben hatte Elisabeth verändert. Zwanzig Jahre in der harten Schule eines selbstsüchtigen, rohen Gatten, unter den Argusaugen einer Armgard Wassenberg, hatten ihr viel von den liebenswerthen Eigenschaften ihrer Jugend geraubt; die Härte ihrer Verwandten hatte ihre Zartheit erstickt, deren Hängen an Geld und Pochen auf den Reich-

thum manches Schöne in ihr getödtet; die Interessen dieser Menschen reichten nicht weiter als das liebe Ich und was damit zusammenhing, Elisabeth wurde nicht verstanden, wenn sie nach einem andern Maßstabe urtheilte. So lernte sie schweigen und noch mehr, und dies war das Schlimmste: das unbedingte Hervorheben der Familienpflichten, die keine Grenzen haben. Diese Idee hatte sich in ihr festgesetzt, — sie mußte ja einst ihr Lebensglück dafür opfern, — und jetzt konnte sie den Wahn nicht mehr abwerfen. Aber doch brannten die Worte Winters in ihr, „für den falschen Gott, für die mißverstandene Pflicht wird sie Alles hingeben, nicht nur sich selbst, auch die Tochter, Alles dem elenden Götzen opfern.“ Er hat Recht, sie verdient Verachtung.

Hätte Madeleine jetzt geweint und geklagt, Elisabeth wäre weniger unglücklich gewesen als durch die schmerzliche Resignation ihrer Tochter: Madeleine jedoch weinte und klagte nie, sie sprach nicht von Felix, sie empfing seine Briefe, las und verbrannte sie. Einmal bat die Mutter, sie möge doch antworten; allein sie weigerte sich entschieden, sie habe ihm nichts zu sagen; und Elisabeth drang nicht weiter in sie.

Mutter und Tochter führten ein elendes Leben, elender war's noch für Elisabeth, wie für Madeleine. Madeleine hatte doch eine Zukunft, die, so öde

sie aussah, wenigstens nicht Gewißheit war, Elisabeth nur eine Vergangenheit, deren einst leuchtender Stern untergegangen war.

Dabei gingen die Tage ruhig und gleichmäßig hin, einförmiger als sonst, keine Störung trat ein, nur die sonnigen schienen auf immer Abschied genommen zu haben. Graue Wolken hingen schwer an den Bergen, als wollten sie nie mehr weiter ziehen, der Regen schlug strömend nieder und drohte das Thal in einen See zu verwandeln, kalt und feucht drangen die Nebel in die Häuser, sogar in die eleganten Räume des Curhauses, wo die Gäste ausharren und den Sonnenschein abwarten wollten; fröstelnd saßen sie an dem großen Ofen, hörten dem knisternden Feuer zu, und vertrieben sich die Langeweile, wie es eben gehen wollte; zuweilen trat dann einer an das Fenster und spähte trostlos nach den düster grauen Bergen; nur im Billardzimmer war reges Leben, man spielte die erstarrten Glieder warm. Ließ dann einmal der Regen nach, gleich sah man in große Mäntel gehüllte Gestalten an einander vorüber rennen, die trotz Nebel und Feuchtigkeit es draußen probieren wollten. Ein Wunder, daß die Leute noch hier blieben, alle träumten von Sonnenschein in der Ebene, und nur Wenige dachten an Hinuntergehen, Ausharren! war das Losungswort.

Auf dem gedeckten Gange, der sich längs der Hofseite des Strela-Hôtels hinzieht, gingen an einem dieser regnerischen Nachmittage Winter und Brunow auf und ab. Sie waren die einzigen Spaziergänger, der Gang war für Viele wohl auch zu eng und kurz. Die Gäste des Strela saßen beim Mittagskaffee, aus dem Speisesaal drang trotz der geschlossenen Thüren und Fenster ein Duft, der wohl den Namen Kaffeeduft trug, aber nur entfernte Aehnlichkeit damit hatte. Winter pflegte dieser Kaffeestunde nie beizuwohnen, und Brunow, der gekommen war, seinen Freund zu besuchen, schloß sich ihm gern bei seiner Wanderung hier außen an.

Eine geraume Zeit waren sie schon miteinander gegangen, ohne daß ihr Gespräch sehr lebhaft gewesen wäre, in den letzten Minuten war es ganz verstummt. Jetzt fing Brunow mit einem Blicke auf das in eine graue Nebelkappe gehüllte Jakobshorn wieder an:

„Was thun wir denn eigentlich noch hier? Seit länger als acht Tagen eingeregnet! — Es ist nicht zu ertragen, das Wetter verdirbt die Stimmung."

„So?" sagte Winter gedehnt, „bei Ihnen drüben auch."

„Nun ja, wo nicht? Die Herren werden Billard-

narren, die Damen Stickmaschinen, und das Klavier-geklimper nimmt kein Ende, am liebsten" —

„Nun was? Am liebsten gingen Sie fort, nicht? Das wollten Sie sagen, da fiel Ihnen ein, daß das Ihnen nicht das Liebste wäre, sonst gingen Sie ja?" fragte Winter lächelnd.

„Man muß die Curzeit aushalten."

„Natürlich, besonders wenn es außer der Cur noch Dinge gibt, die man ungern verläßt."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Mein lieber Freund, machen Sie mir das nicht weiß, Sie verstehen mich ganz gut, es existirt hier ein Magnet, der Sie hält, warum es läugnen? Madeleine!"

„Reden Sie lieber nicht von ihr," sagte Brunow ernst, „sie darf mir nie etwas sein, ich bin ihr nichts."

„So," sagte Winter in einem etwas zweifelnden Tone.

„Nein, nie."

„Aber, warum denn? mein lieber Brunow, Sie sind lächerlich. Wegen des Geldes vielleicht? Was liegt denn daran, wer es hat, Madeleine oder Sie?"

„Nicht deshalb."

„So, warum sonst? — Doch, ich weiß es ja, sagen Sie gar nichts! Sie denken, Madeleine werde

sich scheuen, einen lahmen Mann zu nehmen, oder vielmehr Sie scheuen sich, eine so schöne Frau, mit all' den Vorzügen, welche die Kleine, in ihren Augen bedeutend vergrößert, besitzt, an sich zu ketten? Sehen Sie darüber weg, Sie bringen ihr ja ein ganzes Herz, was liegt daran, wenn auch nur einen Arm! Meine kleine Freundin liebt Sie wirklich, ich glaube es, darum holen Sie das Ja, ehe es zu spät wird, — man hat Pläne mit ihr — das arme Kind!"

„Sie glauben?"

„Daß man sie dem Cousin geben wird? ja, ich weiß es."

„Sie wird nie einwilligen."

„So, meinen Sie? Sie kennen die Weiber nicht wie ich, sie sind alle schwach, eine wie die andere; und Mittel gibt es genug, ein Kind zu überreden."

„Ja, Madeleine hat mir selbst gesagt, sie sei dem Cousin nicht abgeneigt."

„Und wann sagte sie Ihnen das?"

„Im Sertigthal."

„So lang ist das? — Versuchen Sie's immerhin," sagte Winter halb in Gedanken. Dann ging er schweigend einige Minuten neben Brunow her, bis dieser, mehr um etwas zu sagen, als aus Neugier, fragte: „Warum sind Sie denn eigentlich aus

dem Curhaus weggegangen, man ist doch dort besser untergebracht?"

„Mag sein," entgegnete Winter, „ich wollte es aber auch noch einmal hier probiren; meine Studien dort sind zu Ende, was noch übrig, läßt sich besser aus der Ferne beobachten."

„Ihre Studien scheinen kein erfreuliches Resultat gehabt zu haben."

„Nein, sie waren mehr als nur nicht erfreulich, ich wollte, ich hätte sie nie gemacht." Er hielt inne, dann fuhr er mehr zu sich als zu Brunow gewendet fort: „Es ist traurig, mit einem Schlage all' Das zu verlieren, was uns das Liebste war, aber trauriger ist's doch noch, zu finden, wie alles, was auf der Oberfläche unverändert schien, im Innern verdorben ist, wie die Jahre nicht die äußere Hülle, mehr nur den Kern alt machen, nein, das ist nicht das rechte Wort, eher erstarren, tödten konnten. Das Härteste im Leben ist, zu finden, daß es statt zu entwickeln, zu veredeln und zu verschönern, zurückgedrängt, und erstickt, was bestimmt war, sich zu herrlicher Blüthe zu entfalten, daß der schlimme Egoismus so vergiftend auf eine edle Natur wirkt, daß sie seinen Regungen nachzugeben für eine heilige Pflicht halten kann, nicht sehen will, wie sie in Ketten liegt, wie sie sich selbst einen Schleier über die Augen zieht, und nicht fühlt,

wie tief sie gesunken ist, ja noch Andere mit sich reißt. Die Besten von dem Gifte angesteckt zu finden, gegen das sie einst, wenn auch vergeblich, kämpften, es so in ihr innerstes Wesen eingedrungen zu sehen, daß Alles daran erkrankt ist, das ist das Trostloseste; und ist das Resultat meiner Studien; ich warte nur noch das Ende ab, und fürchte, das Ende ist so niedrig, als man es nur denken kann."

Winter schwieg; er hatte langsam gesprochen, jedes Wort erwogen, als wolle er sich selbst einmal das Bild in großen, scharfen Zügen vorhalten, das er seine Studie nannte, als weide er sein Auge daran, es recht fratzenhaft zu finden.

Brunow hörte ihm zu, ohne eine Entgegnung zu wagen; der Schmerz, der aus jedem Worte sprach ergriff ihn, verstand er auch nicht den vollen Sinn. Dieser Mann, der am Ende eines bewegten Lebens, voll Kampf und Mühe, einen sichern Hafen zu finden hoffte und sich getäuscht sah, war ihm wie eine jener hundertjährigen Eichen, welche Sturm und Unwetter getrotzt haben, und dann der Axt eines schwachen Menschen erliegen. — Nicht die großen Leiden, die schweren Schläge beugen am tiefsten, die getäuschten Erwartungen, die täglichen Nadelstiche machen die unheilbarsten, schmerzlichsten Wunden. — Was sollte Brunow sagen? Er gehörte nicht zu den Menschen,

die für jede Gelegenheit ein banales Trosteswort bereit haben, und hier fehlte ihm ein jedes.

Nach einer kleinen Pause fuhr Winter fort: „Es ist Thorheit von einem alten Manne zu denken weil zwanzig Jahre ihn nicht ändern konnten, dürfe er das auch von Andern erwarten. Man weiß ja nie, durch was der Mensch zu dem wird, was er ist; man erwartet immer vom Herbste, was der Frühling verspricht, und denkt nicht an den heißen Sommer, der dazwischen liegt, Manches wird da versengt, Manches erstickt, Viel durch den Regen weggeschwemmt. Man sollte keinen Stein auf die werfen, denen all' das geschah, nur die anklagen, die zerstören, wo sie aufbauen sollten. — Freund! Leid macht bitter und ungerecht, hüten Sie sich davor."

Er ging rascher und schien in Gedanken verloren, plötzlich sagte er, wie um von sich selbst abzulenken: „Jetzt aber gehen Sie, zögern Sie nicht unnöthig, sprechen Sie mit Madeleine, ehe es zu spät wird."

„Warum soll ich es, warum ihr und mir eine bittere, peinliche Stunde bereiten?" fragte Brunow.

„Wissen Sie denn so gewiß, daß die Stunde bitter sein wird?" meinte Winter lächelnd, „und wenn? dann ertragen Sie sie mir zu liebe. Wollen Sie?"

„Ich begreife nicht, was Ihnen daran liegen kann!“

„Mag sein, glaube es schon, einerlei!“

„Warum nur drängen Sie so?“

„Weil ich glückliche Menschen sehen möchte! — Doch jetzt leben Sie wohl, ich habe zu thun, — Sie nehmen es nicht übel, wenn ich Sie fortschicke, nicht wahr? Glück auf! Zögern Sie nicht zu lange, besser heute wie morgen.“ Damit reichte Winter dem Freunde die Hand und trat durch eine der Seitenthüren in's Haus.

Brunow stand einen Augenblick zögernd, dann hüllte er sich fester in seinen Mantel und schritt in den strömenden Regen hinaus, auf dem schlüpfrigen Fußwege über die durchweichte Wiese dem Curhause zu. Was mochte Winter bewegen, ihn so zu drängen? Ihm selbst bangte ja vor einer Entscheidung. — Gehörte das auch zu Winters Studien? Und zu welchem Zwecke? Brunow sann umsonst darüber nach; es blieb ein Räthsel, wie vieles noch an dem Freunde.

Unterdessen stand dieser oben am Fenster seines Zimmers und schaute Brunow nach.

„Ja, ja,“ murmelte er, „ihr Beide müßt glück-

lich werden, so wahr ich lebe, und müßt' ich Elisabeth auf den Knien darum bitten! Ob sie nachgeben wird? Vielleicht! Kann sein, aber kaum ist es denkbar. Sie ist nicht mehr das liebende Herz von einst, kalt und berechnend ist sie geworden unter den berechnenden Menschen. — Arme Madeleine, wirst Du wohl stärker sein, wenn Du zu entscheiden hast zwischen Liebe und Pflicht! Sie nennen es Pflicht, und es ist doch schlimmer wie Sünde; aber was liegt ihnen daran, wenn sie nur an ihr Ziel gelangen! Wen stört eine Leiche, man schreitet darüber weg, oder tritt auf sie!"

Lang stand Winter am Fenster und blickte in die zunehmende Dämmerung hinaus. Die grauen Nebel lagerten sich über das Thal, dunkle Wolken hingen schwer an den Bergen, der Regen fiel prasselnd auf die schindelgedeckten Häuser und strömte auf die überfluthete Landstraße und die durchweichten Wiesen, der Rauch aus den Schornsteinen sank schwer zur Erde, und mischte sich mit dem grauen Nebel, öde waren die Wege, nur zuweilen huschte eine verhüllte Gestalt von einem Haus in's andere.

Jetzt tönten die Glocken der heimziehenden Heerden durch die Abendstille; melancholisch trübe klang das Geläute, wie Trauermusik, sonst wie Jubel- und Freudeschall.

Winter hörte lange zu, bis es in der Ferne verhallte — es war die Musik zu dem düsteren Bilde. Was ist das Leben? dachte er. Oft nur ein Nebeltag, an dem das Abendgeläute der Grabesglocken das Beste ist.

---

## Neuntes Kapitel.

### Edelweiß.

---

Die Nebelschleier zerrissen endlich, ein frischer Wind jagte die Wolken in die Höhe über die Berge, eine leichte Schneedecke legte sich auf die Abhänge, schwand aber bald vor den Sonnenstrahlen, die den letzten Nebelstreif verzehrten. Die Berge, mit einem bläulichen Dufte überzogen, sahen wie verklärt aus, und der See, vor Kurzem trüb und schwarz, spiegelte jetzt in seinen blauen Wellen den blauen Himmel ab, kleine Kähne mit wehenden Wimpeln schaukelten am Ufer und trugen frohe Menschen, deren heitere Lieder an den Bergen wiederhallten, über die glatte Fluth. Straßen und Wege belebten sich wieder, die so lange Gefangenen strömten hinaus, das neue Leben zu genießen.

Auf dem Wege, der am Strela-Hôtel vorbei durch den Wald nach der Schatzalp, einer hübschen Sennerei, und von da nach dem Strelapasse führt, ging an einem dieser schönen Morgen Madeleine.

Sie war allein; sie pflegte oft zu Mutter Susanne auf die Schatzalp zu gehen, in der Nähe Alpenrosen und weiter in der Schlucht am Schyahorn Edelweiß zu suchen. Niemand setzte jetzt ihren Streifereien ein Ziel, es schien als ob Tante Armgard sich ihrer ganz sicher fühlte, und so genoß Madeleine diese letzte Zeit ihrer Freiheit in vollen Zügen. Und sie neigte rasch zu Ende! Erst gestern Abend war ein Brief von Felix gekommen; — wieder einer jener Briefe, die Madeleine so schmerzlich an die Kürze dieser goldenen Zeit mahnten, und der war bitterer als alle! Felix schrieb von seinem Kommen, er machte ihr Vorwürfe, daß sie ihm nie antworte, er komme aber, hole sich die Antwort, und nehme dann die Braut mit in die Heimath, auch sein Vater sehne sich, die Tochter in die Arme zu schließen, und tausend ähnliche Dinge. Alles stand schön und glatt auf dem Papiere und lautete schmeichelhaft, aber doch haßte sie jedes Wort, es trieb ihr das Roth ins Gesicht, sie wußte es ja falsch und Lüge. — Was lag denn an ihr? Man wollte ja nur ihr Geld! Hätte Felix nie versucht, von Liebe zu reden, sie hätte ihn weniger verachtet; sein Spiel mit den edelsten Gefühlen eckelte sie an. Sie hatte seinen Brief am Abend nur halb gelesen, ihn zusammengeballt und in die Tasche gesteckt, sie wollte nicht mehr daran denken; aber er

hatte sie um den Schlaf gebracht, sie mußte die ganze Nacht zählen und rechnen, wie viele Tage noch ihr gehörten, und die Zahl war immer erschrecklich klein geblieben, wenn sie auch jede mögliche Verzögerung seines Kommens in Anschlag brachte. Diese Heirath ward ihr von Tag zu Tag verhaßter, immer trieb es sie, zu ihrer Mutter zu eilen und zu bitten: hilf mir! ich kann nicht! Begegnete sie aber deren traurigen Blicken, die zu fragen schienen: willst Du uns unglücklich machen? dann mußte sie schweigen.

Der erste Sonnenstrahl heute lockte sie hinaus, ein Hoffnungsschimmer war es, in ihr sah es so traurig und öde aus! Sie wollte auf die Berge, dort dem Leid zu entfliehen. Sie gehe Mutter Susanne zu besuchen, sie sei so lange nicht dort gewesen, sagte sie zu ihrer Mutter und wolle Edelweiß für ihre Freundinnen zu Hause pflücken; doch war das mehr eine Entschuldigung vor sich selbst, was lag ihr an Susanne, die hatte sie fast vergessen! — ja, früher! aber jetzt! Sie wollte allein sein. Der häßliche Brief brannte noch in ihrer Hand, und als sie Brunow's Blicke — er saß ihr beim Frühstück gegenüber — begegnete, war es ihr, als läse sie einen Vorwurf, ein Mitleid in ihnen, das sie nicht ertragen konnte, — dem Blick wollte sie entgehen.

Wie sie jetzt den steilen Pfad hinauf stieg, unter

dem Schatten der uralten Lärchen, ward ihr leichter um's Herz, der frohe, frische Morgen machte auch sie froher und freier. Sie schritt an der Alphütte vorbei, Susanna stand unter der Thür, rief ihr einen guten Morgen zu und lud sie ein herein zu kommen. Madeleine dankte, sie wollte nicht ruhen, sie hatte keine Lust zum Plaudern, — sie wollte Edelweiß suchen, — und ging weiter über die Wiesen, sie wußte selbst nicht recht wohin, ihr bangte nur vor den Leuten, die nach der Schatzalp kamen, sie wollte Niemand sehen, nur allein sein und denken, und sinnen, zum letzten Male vielleicht allein.

Sie ging in Gedanken vertieft den sanft ansteigenden Berg hinan. Bald hatte sie die Schlucht, den Tobel, erreicht. Sie stieg den schmalen Pfad hinunter, das Edelweiß wuchs drüben am nördlichen Abhange, unten in der Schlucht lag eine halbgefrorene Schneemasse, während an den Felsen und der Bergwand Alpenrosen in schönster Blüthe standen; Madeleine war oft über die Schneedecke gegangen, auch heute schritt ihr leichter Fuß ohne eine Spur zu hinterlassen über die glitzernde Masse; die Alpenrosen lockten sie nicht, ihr glühendes Roth paßte schlecht zu dem Leid in ihr. Sie stieg den jenseitigen Abhang hinan, da blühte Edelweiß, die Königin der Alpenblumen. Madeleine pflückte sorgsam die sammetgleiche

Blume, deren zartes Weiß ihr heute auch trübe schien; ihr Auge war umflort, jede Blüthe war ihr düster.

Bald wandte sie sich zur Heimkehr, sie hatte genug gepflückt, — für die Freundinnen zu Hause, — der Gedanke mahnte sie an die Heimath. Sie dachte, wie es wohl sein werde, wenn sie zurück in ihre Vaterstadt komme, und dort von Allen als Braut begrüßt, von den Gespielinnen, die sich freuten, — sie hatten sie so lieb, — umdrängt, ausgeforscht werde, wie sie dann froh scheinen müsse, wie sie ihr das weiße Brautkleid anziehen, sie mit dem Myrthenkranz schmücken werden! Wie lag der Kranz schwer auf ihr! Sie fühlte seine Last. Sie strich mit der Hand über die Stirn, sie war glühend heiß vom Gehen und Denken, sie fühlte sich erschöpft, müde, sie mußte ausruhen. Sie war allein, weit und breit kein Mensch; ein Vogel schwebte über ihr, hoch in der Luft; ein leichter Wind bewegte die Grashalme, die blauen Enzianen nickten mit den Köpfchen, als wollten sie das junge Mädchen zu sich einladen. Sie setzte sich ins duftige Gras, Wind und Sonne hatten es getrocknet, sie nahm ihren Hut ab, die warmen Sonnenstrahlen spielten mit ihren Locken, die glühten wie leuchtendes Gold; sie sah hinunter in's Thal, die Häuser von Platz und Dörfli waren ihr verborgen, nur drüben die Hütten auf der Ischaalp am

Jakobshorn erinnerten an Menschen. Die grünen Thäler, die blauen, beeisten und schneebedeckten Berggipfel, die sich an und übereinander reihen bis in die weiteste Ferne, die Wolken daran hinziehend, jetzt tiefe Schatten werfend, dann wieder leuchtend im Sonnenlicht, die Augen blendend, die dunkeln Schluchten, die rauhen Zacken des Schyahornes und zu ihren Füßen der Blumenteppich, über den hin die schwarzen Schmetterlinge geisterhaft schweben, das alles wie ein wunderbar zauberisches Bild. Ein Friede sprach aus der Gebirgswelt, der sich in ihr Herz stahl und sanft heilend die Wunden berührte. — Der Vogel schwebte noch immer hoch oben, ein dunkler unbeweglicher Punkt, und doch flog er schnell; Madeleine sah unverwandt hin, er bewegte sich fort. Wer doch auch mit ihm fliegen könnte, weit weg von allem Leid, so frei, so sorglos! Jetzt ward der Punkt kleiner, kaum sah sie ihn mehr, und jetzt war er verschwunden; — sie wäre so gerne mit ihm fort in die weite Welt gezogen! — Sie griff in ihre Tasche, sie trug immer ein kleines Fernglas bei sich, sie mußte den Vogel verfolgen. Ihre Hand berührte ein Papier, es knisterte unter ihrer Berührung; sie zog die Hand zurück. — Felix' Brief! — warum mußte der sie mahnen? Sie wollte nicht daran denken! Sie nahm das Glas, sie führte es an ihr Auge und suchte den Vogel. Er

war nicht mehr da. Wie sie auch spähte, sie fand ihn nicht mehr, sie konnte nicht mit ihm fliegen — sie war gebannt durch Felix! Ohne zu wollen griff sie nach dem Papier, ein feines, parfümirtes Blatt, dessen Duft hier in der frischen Gebirgsluft sie widerlich berührte! Sie schlug es rasch auseinander. Der Brief war sehr zerknittert, die kleine Hand hatte das feine Blatt so gewaltsam zusammengepreßt. Die Worte schwammen vor ihren Augen! — daß sie je solche Worte lesen mußte! — Sie wollte sie nicht mehr sehen, gewaltsam zerriß sie das Papier, der Wind sollte es forttragen. Doch plötzlich hielt sie inne: „Was nützt es,“ sagte sie laut, „es ist ja doch umsonst.“ Sie verbarg ihr Gesicht in ihren Händen und weinte; hier durfte sie weinen. Sie war ja auch noch ein Kind — wer kann dem Kinde die Thränen wehren? — Einmal noch ausweinen, — dann niemals mehr! Ihre Thränen fielen auf die Blumen in ihrem Schooße, und benetzten die weißen Blüthen wie mit Thau. — Sie hörte die jetzt nahenden Schritte nicht, oder wenn sie sie vernahm, so kümmerte sie sich nicht darum, es mochte ein Wanderer sein, der über den Paß nach Chur ging, der störte sie nicht. Die Schritte kamen näher, ein Schatten fiel auf sie. Sie hob den Kopf in die Höhe, nahm die Hände von den Augen, in denen noch die Thränen schwammen,

und sah verwundert auf. — Brunow war es. Warum gerade er?

„Baron Brunow!“ rief sie unwillkürlich, und eine leichte Röthe überzog ihr Gesicht. Er grüßte und sagte: „Sie sind erstaunt mich hier zu finden? Es ist lange, seit wir uns zuletzt auf den Bergen trafen. Der schöne Morgen lockte mich wie Sie, es ist hier oben frisch und wohlthuend, man athmet ein anderes Leben.“

Madeleine nickte schweigend, sie hatte den Kopf gesenkt und wagte nicht aufzuschauen, er sollte ihre Thränen nicht sehen. Sie sah nach ihrem Hute um, dessen breiter Rand hätte sie verborgen, er lag nicht mehr neben ihr, der Wind hatte ihn weiter getragen. Sie wollte aufstehen ihn zu holen, Brunow kam ihr jedoch zuvor und brachte ihn, noch ehe sie sich ganz erhoben. Jetzt mußte sie aufstehen, sie war verlegen und wollte es nicht sein, das verwirrte sie nur mehr, ihr umflortes Auge begegnete seinem Blicke, eine Thräne fiel herab, sie entging Brunow nicht, er sah das unterdrückte Weinen, mit dem sie vergebens kämpfte.

„Sie sind traurig, Fräulein Madeleine,“ sagte er, „was ist Ihnen geschehen.“

Sie strich mit der Hand über die Augen, schüttelte den Kopf, als wolle sie jede Frage abwehren,

und machte sich mit ihrem Hute zu schaffen, dessen Bänder und Blumen sie krampfhaft zerdrückte.

Brunow wartete auf eine Antwort, da Madeleine jedoch schwieg, fragte er: „Gibt es keinen Trost für Ihren Kummer? Ich möchte Ihnen gern helfen. Gibt es keinen Trost?"

„Keinen," sagte sie mit halb erstickter Stimme. Brunow stand vor ihr, unschlüssig, was thun, was sagen. Durfte er sie drängen? Er wagte es nicht und doch mußte er reden, er konnte sie nicht allein in ihrem Leide lassen. Einen Augenblick saß sie regungslos, dann ließ sie die Hände, mit denen sie ihr Gesicht bedeckt, sinken und sagte, während sie zu Brunow aufschaute: „Sie sind gut. Sie haben Mitleid mit mir, ich danke Ihnen dafür, wenn auch Mitleid bitter ist, — ich hätte nie gedacht, daß es so bitter sei!"

„Fräulein Madeleine," sagte Brunow nach einer kleinen Pause, „ich weiß, ich habe kein Recht mich in ihr Vertrauen einzuschleichen und doch ist mir, als könne ich Ihnen helfen, wenn Sie es nur wollten."

„Ja, wenn Sie mein Bruder wären," sagte Madeleine traurig, „dann würde ich sagen: Bruder, hilf mir! und Sie könnten es — doch nein, auch dann nicht, Niemand kann es, kein Bruder! Es ist Alles umsonst!"

„Warum so trostlos? Was mag Sie so verändert haben?“ fragte er.

„Was? ist das nicht gleich?“ erwiderte sie, „Erinnern Sie sich noch, wie ich Ihnen einmal sagte, mein Glück nähme ein Ende. Das Ende ist da, und der Anfang vom Leide. Durch was? — das bleibt sich doch gleich?“

„Sie erschrecken mich, was ist geschehen?“

„Nichts, das Sie ändern könnten.“

„Aber ich kann theilnehmen; Sie wissen, getheiltes Leid ist halbes Leid! — Denken Sie, ich sei der Bruder, dem Sie vertrauen wollten, ich könne der Schwester helfen. — Madeleine, Sie wissen nicht, wie theuer Sie mir sind, ich kann Sie nicht weinen sehen, lassen Sie mich versuchen, ihre Thränen zu trocknen. Wenden Sie sich nicht so weg, nicht so scheu und fremd, ich dachte, wir sollten uns nie mehr fremd werden, war es nicht so, wie wir es ausmachten? — Ist die Freundschaft so kurz? Sie hätte ewig dauern sollen! Sie sagen nichts, Sie zürnen wohl, daß ich Sie mahne? — Ich nähme so gerne eine schöne Erinnerung mit mir von hier, soll ich das nicht? Ihre Thränen machen die Erinnerung trübe. Muß das sein?“

„Sie werden die kleine Madeleine bald vergessen haben,“ sagte sie mit einem Versuche zu lächeln.

„Nein, Madeleine, nie. Darf ich mich denn nicht Ihren Freund nennen, wollen Sie es nicht?“

„Ob ich es will? o gewiß, wie gern!“ rief sie lebhaft.

„Wirklich, Madeleine! Aber dem Freunde geben Sie gewiß einen Beweis ihrer Freundschaft! Freunde helfen einander immer, nicht wahr? Darf ich wissen, was Ihnen fehlt?“

„Nein, es muß allein getragen werden, Niemand kann mir es abnehmen, warum davon reden?“

Sie schwieg einige Augenblicke sinnend; sie fühlte sich getröstet und wußte nicht wie und durch was, sie hätte immer hier in den Bergen bleiben mögen, nie mehr hinuntergehen zu den Menschen, die ihr so wehe thaten.

„Warum kann ich nicht hier mein ganzes Leben lang bleiben,“ sagte sie dann, „ob es viele Jahre wären oder nur ein einziger Tag, und dann sterben?“

„Sterben, Kind! Reden Sie nicht davon, was wissen Sie vom Leben und Sterben? Sie fangen erst zu leben an; der Tod ist nur für müde Seelen,“ entgegnete Brunow ernst.

„Ja, für müde Seelen,“ wiederholte sie, „ich darf noch nicht müde sein, ich habe ja noch nichts gethan. Das Leben, sagte Mama einmal, sei eine

schwere Arbeit, — ich wußte nie, was das heißt, jetzt weiß ich es, — ja eine schwere Arbeit!"

„Die Arbeit ist aber auch ein Glück," sagte Brunow."

„Mag sein, ich will's gern glauben! Aber ich mache mir keine Illusionen."

„Madeleine, ich kann Sie nicht so sehen, wo haben Sie ihren Frohsinn hingebracht? Man muß Muth haben für unbekannte Zukunft, es ist nie Alles verloren, wenn man jung ist wie Sie."

„Nie Alles verloren? O doch, Alles, Alles!"

Es war ein Aufschrei aus tiefster Seele, die Worte zitterten nach in Brunow's Innern. Er beugte sich zu ihr, nahm bittend ihre Hand und sagte: „Nein Madeleine, nicht Alles! Es darf nicht sein! Sie müssen reden! Bei Allem was Ihnen heilig ist, vertrauen Sie ihrem Freunde; wer weiß, vielleicht finden wir beide zusammen einen guten Rath, ein Mittel. Madeleine, ich habe ein Recht auf ihr Vertrauen. Die Freundschaft, nein, die Liebe, gibt mir dieses Recht! Erschrecken Sie nicht, es ist Liebe, glauben Sie nicht dem kalten Worte Freundschaft, es ist nur die Hülle für die Liebe. Stoßen Sie sie nicht weg, sie will Sie ja nur retten, wo Sie Alles verloren geben. Armes, geliebtes Kind, Sie sollen nicht

mehr zittern und weinen, nur vertrauen und glücklich sein, mehr will ich nicht, wenn Sie's nicht gern und freudig geben."

Madeleine saß schweigend, ihr Herz jubelte, sie war gerettet, er liebte sie! Sie schlug die leuchtenden Augen zu ihm auf und flüsterte leise seinen Namen. Er kniete nieder und küßte ihre Stirn und ihr goldenes Haar.

„Madeleine, liebst Du mich?" fragte er dann.

Sie antwortete nicht — er verstand sie doch.

„Madeleine, willst Du mir mehr geben als nur Freundschaft:"

„Alles, Alles, mein ganzes Leben für die Liebe," sagte sie leise.

Die Sonne leuchtete auf Höhen und Matten, spiegelte sich in den Eisfeldern und strahlte auf dem ewigen Schnee, der Morgenwind flüsterte und koste mit den Blumen, und verrieth ihnen ein wunderbares Wort, und Edelweiß, Alpenrose und Vergißmeinnicht wanden den Kranz zum Bunde, der auf dem Berg geschlossen wurde.

Das abgezwungene Ja war ausgelöscht, zerrissen wie der parfümirte Brief, den der Wind forttrug, und wo eben noch Thränen des bittersten Leides geflossen, da schuf die Liebe Glückseligkeit.

## Zehntes Kapitel.

### Enziane.

„Mama, du weißt jetzt Alles, — ich kann Felix nicht heirathen, niemals! — nicht wahr, ich muß es nicht? ich wußte ja nicht, was ich that, als ich Ja sagte; ich glaubte, es sei leicht — es wäre wohl möglich gewesen, wenn auch nie leicht, aber jetzt ist es unmöglich! Mama, sage, daß Du mir darum nicht zürnst, ich bin so glücklich und Dein Zürnen würde mein Glück trüben," sagte Madeleine und blickte bittend zu ihrer Mutter auf, zu deren Füßen sie saß, nachdem sie ihr Alles erzählt hatte, was der Morgen ihr gebracht.

Elisabeth richtete anfangs zuweilen eine Frage an sie, dann aber ward sie still und ließ Madeleine reden; und diese unter Thränen, das Gesicht halb in der Mutter Schoß verborgen, erzählte so gern von ihrem Glück. Als aber die Mutter so lange schwieg, konnte sie nicht begreifen warum, sie hätte aufjubeln

mögen und aller Welt erzählen, wie froh sie sei, und die Erste, die sich am meisten freuen sollte, blieb stumm.

„Mama, beste Mutter," bat sie, „so rede doch nur, willst Du nicht?"

„Mein liebes Kind," sagte Elisabeth endlich und strich sanft über der Tochter Locken, „sieh, ich kann mich nicht freuen, dies Alles hätte nicht geschehen sollen."

„O Mama sage das nicht, wir sind so glücklich!"

„Mein armes, liebes Herz, ich glaube es schon, aber es darf nicht sein."

„Mama, warum, was haben wir denn gethan, was hast Du gegen uns?"

„Nichts, mein Kind, aber höre mich nur an: Du warst sehr unklug, überlege nur, dann urtheile selbst. Felix hat Dein Wort, man nimmt nicht ein heute gegebenes Versprechen morgen wieder zurück, bedenke das, und dann — Du weißt ja, warum Du ihn heirathen mußt, hast Du das nicht bedacht? Willst Du denn heute den Ruin Deiner Familie, den Du gestern nicht wolltest?"

„Nein, Mama, wir haben auch daran schon gedacht, wir brauchen gar nicht reich zu sein, wir wollen es nicht, wir leben auf dem Lande, Du weißt, Mama, auf dem Gute an der Ostsee, es ist sehr klein, aber doch groß genug für uns beide — und für Dich, meine einzige Mama?"

Elisabeth lächelte: „Ja ich glaube das schon mein Kind, Dir scheint Alles rosig aber Du bist nicht an kleine Verhältnisse gewöhnt, wir lebten immer in einem fast verschwendrischen Ueberfluße, Du weißt nicht, was es heißt sich einschränken und dabei doch leben wie andere im gleichen Stande."

„Aber Mama, Brunow sagt, wir brauchen mein Geld nicht."

„Nun ja, mag sein, Du kannst aber Dein Vermögen nicht wegschenken."

„Doch, Mama, wenn ich verheirathet bin, kann ich thun, was ich will."

„Aber der Oheim, Du weißt, nähme das Geschenk nie an."

„Er kann mir ja später alles wiedergeben."

„Kind, Du verstehst davon nichts. Du weißt, Tante Armgard sagte ganz deutlich, der Onkel will Dein Geld nicht ohne Deine Hand für Felix, er ist Dein Vormund, er darf Deine Unkenntniß der Dinge nicht mißbrauchen, nur von der Tochter könnte er ein Opfer annehmen, — es wäre ja dann keines mehr. — Du mußt es bringen, es ist Pflicht, doppelte, Felix hat Dein Wort."

„Noch nicht für immer, ich nehme es zurück."

„Madeleine, ich begreife Dich nicht. Ist das meine Tochter, die sich sonst so gern für Andere vergaß,

vor dem ersten Opfer schrickt sie zurück! Kind, kennst Du Deine Pflicht so wenig?"

„Pflicht, Mama, hat nicht auch die Liebe Pflichten?"

Elisabeth erwiderte kein Wort. Sie dachte an den Tag, wo auch sie so gefragt, wo sie doch nachgegeben, um ein elendes Leben dafür einzutauschen; an Winter, jetzt konnte sie sich selbst vor ihm rechtfertigen, jetzt ihm beweisen, daß sie seine Verachtung nicht verdiene. Sie schwankte. Es war nicht unmöglich den Verwandten zu helfen, das Wassenberg'sche Geld konnte ihnen ja bleiben, die Art zu helfen war nur einfacher, wenn Madeleine nachgab. Sie sah auf die Tochter zu ihren Füßen, gewahrte den angstvollen Ausdruck in dem Gesichte des Kindes, und schon wollte sie sagen: ja, Du sollst glücklich sein, ich helfe Dir! Eine goldene Zukunft stand vor ihr, die ihres Kindes, umleuchtet von den Schimmer der Liebe; die zwanzig Jahre des eigenen Leides waren vergessen; schon öffnete sie die Lippen zum Reden, da — Armgard's scharfe Stimme störte die Illusion, sie sprach mit Jemanden im Nebenzimmer gebieterisch, streng, wie immer. — Elisabeth verstand nicht, was sie sagte, aber das Bild der goldnen Zukunft zerfloß in nichts. Armgard! was wird sie sagen? Wie, sie wagte eine Auflehnung gegen die Schwägerin, auf deren Seite Recht und Pflicht standen! Madeleine mußte gehorchen.

„Kind,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „Madeleine, Du bist mein einziges Glück, mein Leben, ich habe nur Dich allein: Du ahnst kaum, was Du mir bist, ich wollte nur immer Dein Bestes, Dein Glück ist meines; aber wir dürfen unser Glück nicht auf Kosten unserer Pflicht erkaufen, sie steht über Allem, und wenn sie noch so schwer ist! Ich gebe nie meine Zustimmung zu einem Wortbruch, der Alles zerreißt, was mir und Dir heilig sein muß. Madeleine, Du wirst den heutigen Tag vergessen, und Felix heirathen, ich weiß, Du bist ein gehorsames Kind.“

Madeleine saß schweigend, sie sah ihre Mutter erstaunt an, sie verstand sie nicht.

„Ja,“ fuhr Elisabeth fort, „Du wirst es thun, ich hatte noch nie Ursache unzufrieden mit Dir zu sein, Du wirst mir jetzt keinen Grund dazu geben. Glaube mir, als Felix Gattin hast Du den Traum einer Stunde bald vergessen.“

Sie sagte die letzten Worte fast unhörbar; hatte sie den Traum ihrer Jugend vergessen?

Madeleine schwieg noch immer; sie ließ die Mutter reden. Jedes Wort war ihr ein Räthsel, die, bei der sie Hilfe erwartete, war gegen sie, wie sollte das enden? Sie wußte es nicht, aber sie fühlte sich stark genug, den Kampf gegen Alle aufzunehmen, sie war gestählt durch die Liebe.

Elisabeth wartete noch einige Minuten auf die Antwort ihrer Tochter, dann fuhr sie fort: „Sieh, das kommt Dir schwer vor, und ist doch ganz leicht. Brunow wird, wenn er Alles erfährt, — durch uns erfährt, wir sehen anders wie Du, mein Kind, — zurücktreten; wir gehen nach Hause, die Veränderung lehrt vergessen, Du siehst ihn nie mehr, und als Felix' Frau hast Du andere Interessen als einer thörichten Mädchenliebe nachzuhängen, Niemand, nicht einmal Armgard, erfährt von der Sache, die Cur hier ist längst zu Ende, wir können morgen reisen, ohne Felix abzuwarten, wir sprechen von Ueberraschung in der Heimath; Armgard ist klug, ohne uns zu fragen wird sie sich sagen, daß nicht Laune allein uns eilen läßt. Du bist jeder Erklärung überhoben, gib alles in meine Hand, laß mich alles entwirren, in einigen Wochen bist Du mir dankbar dafür, dann bist Du eine glückliche junge Frau."

Elisabeth sprach mit beruhigender Sicherheit, es galt ja sich selbst glauben zu machen, was sie sagte.

„Mutter," entgegnete Madeleine jetzt mit fester Stimme, „rede so nicht weiter, ich werde nie Felix' Frau, nie die Frau eines Mannes, den ich nicht liebe, nie werde ich falsch sein und die Liebe verleugnen, ich trete nicht an den Altar und sage Ja, wenn

ich Nein denke, ich müßte mich selbst verachten, ich sage keine Lüge!“

„Aber Kind, Du fabelst! Du gabst Dein Wort, ehe Brunow“ —

„Ja,“ unterbrach sie Madeleine rasch, „weil ich mich selbst nicht kannte, es war ein Irrthum, für den ich gestraft ward; ich war blind, ich sehe jetzt.“

Auf einen solchen Widerstand war Elisabeth nicht gefaßt. Doch, auch sie hatte einst so gesprochen, und sie hatte sich dennoch vor dem Machtwort gebeugt, Madeleine wird es auch thun!

„Du kennst meinen Willen, Madeleine,“ sagte sie, und jetzt war ihre Stimme hart und befehlend, „ich gebe nie meine Einwilligung zu einer Verbindung mit Baron Brunow. — Du bist noch ein Kind, Du kannst nichts ohne den Willen Deiner Mutter, Deines Vormundes thun; wir werden Mittel finden, den Trotz zu beugen.“

Madeleine hatte ihre Mutter noch nie so reden hören; wo war all' ihre Liebe und Güte hingekommen, wo die Sorge, mit der sie sonst jeden Stein aus dem Wege der Tochter räumte?

„Mutter,“ flehte Madeleine, „zürne nicht, ich kann ja nicht anders, sei barmherzig! Du selbst hättest nicht anders gehandelt, auch Dich hätte Niemand zwingen können! Ich will Brunow nie mehr sehen,

ich verspreche Dir's, nur nicht Felix Frau werden, das kann ich nicht, ich würde ihn ja doch niemals lieben, und immer nur an Brunow denken! — Wenn Alle mich zwingen, ich müßte doch immer Nein sagen."

Elisabeth wandte sich weg. Sie war bewegt, doch nur einen Augenblick, sie dachte an Armgard, an den Schwager, an die ganze Verwandtensippe, dann sagte sie sanfter: „Mein liebes Kind, so wie Du, kniete ich einst vor meinem Vater, und redete so zu ihm, und brachte dann doch das Opfer, ich brachte es meinem Vater nur aus Gehorsam. Kein Familienglück oder Wehe hing davon ab, wußtest Du das, meine Madeleine?"

„Meine arme, gute Mama, und Du warst so unglücklich durch Deinen Gehorsam!" rief Madeleine, „ich weiß es! Warum sonst Deine Thränen, warum sonst die stumme Unterwerfung unter Tante Armgard's Willen? Auch Papa war ja nie so gut mit Dir, wie er hätte sein sollen! Liebe Mutter, soll auch ich das Alles leiden?"

„Nein, Kind, ich wache über Dich, Du sollst nicht allein stehen wie ich, Du bist stark, wie ich schwach war, selbstständig in Allem, wie ich unentschlossen. Felix wird Dich lieben, Dir vergelten, und Du wirst ihn lieben lernen."

„Nie, nimmermehr!“

„Bedenke was du sagst, Madeleine!“

„Ich werde nie Felix’ Frau, nie, und wenn die ganze Welt gegen mich ist, kein Mensch wird mir ein Ja abzwingen, selbst Du nicht, Mutter!“

Elisabeth sah die Tochter erstaunt an. War das Madeleine, die kleine Madeleine, das Kind von gestern? Sie sprach ruhig und ernst, keine Macht der Welt konnte das schwache Mädchen beugen. — Elisabeth schwankte wieder, dann sagte sie zögernd! „Madeleine, Du bist thöricht, Du glaubst durch Trotz zu siegen, aber auch wir sind unbeugsam. Ich muß meine Pflicht thun, ich gehe, Tante Armgard von Allem zu unterrichten, sie hat ein Recht es zu wissen. Soll ich gehen, Madeleine?“

Madeleine schwieg. Sie hatte nichts mehr zu sagen.

Elisabeth stand auf und ging nach der Thür. „Du wirst hier bleiben bis ich wieder komme,“ sagte sie streng und verließ das Zimmer.

Madeleine war allein. Sie weinte nicht. Sie wollte Brunow schreiben. Sie eilte in ihr Zimmer, — kein Augenblick war zu verlieren, — nur einige Worte, das genügte, eines der Dienstmädchen konnte das Billet ihm leicht bringen. Hastig warf sie die Worte hin, schon war sie zu Ende, als ihre

Mutter mit Armgard eintrat, rasch barg sie das Blatt in ihrer Mappe, aber das spähende Auge der Tante hatte es bemerkt.

„Ah, so," sagte sie in schneidend spottendem Tone, „Fräulein treibt schöne Sachen in Abwesenheit ihres Bräutigams? Darum also keine öffentliche Verlobung! Nun, wir werden dafür sorgen, daß das Spiel nicht zu weit geht. Schreibe nur Liebesepisteln, Kind, es ist eine Stylübung wie jede, und daß keine an ihre Adresse kömmt, dafür sorgen wir. — Uebrigens kannst Du packen, morgen reisen wir."

Madeleine war vernichtet; der Spott und Hohn verletzte sie tief. War denn Alles verloren! Wie thöricht war sie in ihrem blinden Vertrauen gewesen, hätte sie doch nur einen Tag gezögert! Alles kam so schnell, so unerbittlich, eben noch auf der Höhe des Glücks, und jetzt im tiefsten Leid!

Sie trat an's Fenster preßte die glühende Stirn an die kalten Scheiben, und schaute hinaus auf die sonnbeschienenen Wege, auf die frohen Menschen unten. Sie suchte einen, und fand ihn nicht. Aber dort ging der Amerikaner, er konnte ihr vielleicht helfen, er gehörte ja zu ihren, zu Brunow's Freunden, — wie, wenn sie ihm vertraute? — Ja, aber wie? Sie wird ihn kaum sprechen können, Mutter und Tante werden sie gut bewachen.

Nein, es gab keine Hilfe. Sie trat vom Fenster zurück, — das Licht draußen war so blendend!

Die Mutter und Tante Armgard saßen im andern Zimmer und sprachen leise zusammen. Madeleine hörte zuweilen ihren Namen; die Stimme der Tante war rauh und hart, bei der Mutter meinte sie ein Zittern zu bemerken; die arme Mutter, Madeleine fühlte, sie litt so viel wie sie selbst!

Die Jungfer brachte die heute angekommenen Briefe, Armgard nahm sie. „Madeleine, da ist einer für Dich," sagte sie, nachdem sie die Adressen gelesen.

Madeleine trat näher und streckte schon die Hand aus, als sie Felix' Schrift erkannte; sie wich zurück und sagte ruhig: „Ich nehme keinen Brief von Felix."

„Wie Du willst," entgegnete Armgard und behielt den Brief, „gelesen muß er doch werden, schon wegen der Reise. Da Du es nicht thust, thue ich es."

Sie erbrach den Brief und überflog ihn rasch. Es waren nur wenige Zeilen, dann gab sie ihn der Schwägerin und sagte: „Lies, Felix schreibt, in zwei, höchstens drei Tagen sei er hier, wir müssen wohl auf ihn warten, wir möchten ihn sonst verfehlen und das wäre ärgerlich, er bezeichnet seinen Weg nicht näher."

„Ja," erwiderte Elisabeth, nachdem sie den Brief gelesen, „er ist ja schon abgereist und wird bald hier sein."

„Er schreibt aber von einem Aufenthalt unterwegs, wir müssen eben warten," sagte Armgard.

Madeleine hörte mit klopfenden Herzen diese Worte. Sie blieben noch länger hier! Was lag an Felix! In zwei oder drei Tagen konnte viel geschehen!

Die Glocke läutete zu Tische. Elisabeth erhob sich und näherte sich Madeleine, die wieder am Fenster in ihrem Zimmer stand. „Du wirst oben bleiben," sagte sie sanft, „Du kannst nicht wünschen, heute irgend Jemand zu sehen."

Madeleine nickte schweigend. Elisabeth blieb einen Augenblick stehen und schaute betrübt auf die Tochter, sie hätte gern etwas Tröstliches gesagt, aber Armgard mahnte zum Gehen. Madeleine sah nicht um, sie hörte nur, wie der Schlüssel zweimal im Schloß umgedreht ward. Ein bitteres Lächeln spielte um ihren Mund — sie war eine Gefangene, man traute ihr nicht. Sie blieb ruhig stehen. Sie sah nach den Bergen, die letzten Sonnenstrahlen rötheten jetzt die Gipfel, — allmählich erblaßte dann die Glut, nur noch ein rosiger Schein, ein lichter Hauch blieb zurück, und auch der schwand allmählich, düster zog

die Dämmerung über Berg und Thal. Jetzt glänzte ein Stern hell am Abendhimmel, der einzige weit und breit. Madeleine öffnete das Fenster, den Stern recht deutlich zu sehen, er war wie ein Hoffnungstern am düstern Himmel. Die Abendluft drang feucht und kalt herein, sie schauderte und trat zurück. — Draußen auf dem Gange tönten Schritte, sie kamen von unten herauf; Madeleine stand lauschend, vielleicht hörte sie Brunow, sein Zimmer lag ja auf diesem Gange. Thörichtes Kind, wozu sein Vorüberkommen erwarten, sie war ja gefangen! Die Schritte verhallten, die Zeit verstrich, Mutter und Tante zögerten lange.

Endlich! mit ihnen kam eines der Mädchen, brachte das Abendessen für Madeleine und ging dann wieder.

Madeleine berührte die Speisen nicht, ihr Auge streifte von der Mutter zur Tante. Hatten sie Brunow gesehen, ihn gesprochen, was zu ihm gesagt? Sie wagte keine Frage und Niemand redete mit ihr. Tante Armgard blieb bis spät, sie schien sehr unbekümmert um den Ausgang der Dinge und sprach von allem Möglichen, nur nicht von Felix und Brunow. Das junge Mädchen saß in der Fensternische im Dunkel ihres Zimmers, hörte dem Gespräche zu und sann hin und her, was sie wohl mit Brunow gesprochen, was er zur Mutter gesagt haben mochte, — er hatte doch gewiß

nach ihr gefragt? Zuweilen schaute sie in die mondhelle Nacht hinaus, dann sah sie unten auf der Straße zwei Männer gehen — Brunow und Winter — sie kannte beide auf den ersten Blick — ihre Nähe beruhigte sie, wachten und sorgten diese doch gewiß für sie! Später, als sie endlich schlief, war auch ihr Träumen nicht ganz trübe und hoffnungslos, manch' rohes, lichtes Bild erhellte ihre dunkle Nacht.

## Elftes Kapitel.

### Männertreu.

---

Die Mittagstafel war vorüber, einige Curgäste saßen oder standen noch beisammen im Speisesaal und vor der Thüre und plauderten, während andere sich bereits auf ihren Zimmern der Ruhe hingaben. Brunow, an der Thüre des Saales lehnend, betrachtete mit düstern Blicken die verschiedenen Gruppen, er fand die, welche er suchte, nicht, Madeleine war nicht unter ihnen. Er hatte kaum erwartet sie zu sehen, nach dem was gestern Abend vorgefallen, durfte er es nicht hoffen.

Frau Wassenberg hatte ihm mit wenigen Worten auseinandergesetzt; er habe jeden Gedanken an ihre Tochter aufzugeben, sie sei die Braut ihres Vetters, ein thörichtes Kind, dessen Betragen der Entschuldigung bedürfe. Sie hoffe von ihm als von einem Mann von Ehre, er werde keinen weitern Schritt zur Annäherung thun, da sie, die Mutter, ernstlich einschreiten müsse; Madeleine wisse, was sie

zu thun habe, ihre Verlobung könne nie rückgängig gemacht werden, sie als Mutter müsse, er werde das begreifen, dafür sorgen, die Unüberlegtheit der Tochter wieder gut zu machen. Sie scheue jedes unnütze Aufsehen, und hoffe, daß er die ganze Geschichte als nicht geschehen betrachte.

Brunow war starr, sie sagte das Alles so ruhig, als handle es sich um eine Kleinigkeit; er konnte kaum antworten. Er wußte nicht mehr was er gesagt, er erinnerte sich nur noch an die Bemerkung Armgard's: Madeleine bedauere, bereue bitter, gebe ihm sein Wort zurück, sie sei und bleibe ihres Vetters Braut, nichts könne den Entschluß ändern, sie wünsche, daß er das erfahre. Armgard hatte dies mit einer Sicherheit gesagt, die Brunow jeden Zweifel an der Wahrheit dieses Auftrages nehmen mußte. Unfähig irgend etwas darauf zu erwidern, sprachlos vor Staunen entging ihm auch der Ausdruck des Entsetzens in Elisabeth's Gesicht, sonst hätte er keinen Augenblick an die Möglichkeit eines solchen Auftrages von Madeleine gedacht. — Was mochte man angewandt haben, Madeleine so umzuändern? Er mußte sie sehen, selbst sprechen. Er entwarf unzählige Pläne um sie ebenso schnell wieder zu verwerfen. Da war ihm Winter begegnet. Er erzählte ihm Alles, und dem Freunde gelang es bald, ihn zu beruhigen. Es sei

noch lange nicht Alles verloren, er habe das erwartet, Armgard sei zu Allem fähig, man dürfe ihr nicht trauen, die ganze Sache, besonders der Bankerott, käme ihm sonderbar vor, dergleichen Dinge pflegten doch selten so gar geheim zu bleiben, übrigens wolle er Niemandem zu nahe treten, man könne auch nicht wissen, wie Madeleine die Sache ansehe, man müsse sie erst hören, möglich sei es schon, daß sie einen ähnlichen Auftrag gegeben, warum aber dann der Tante und nicht der Mutter? Madeleine sei ganz die Natur ein Opfer zu bringen, trotzdem sei ihr zu entsagen Wahnsinn, man müsse Alles versuchen, ehe man Etwas aufgebe.

Brunow nahm gern des Freundes Rath an; Madeleine hatte recht geahnt, als sie Beiden in der Nacht vor ihren Fenstern sah; sie sannen auf Rettung.

Schon war der Morgen verstrichen. Brunow hatte versucht, bei Elisabeth oder Madeleine Zutritt zu erlangen; umsonst, für Baron Brunow nicht zu sprechen hieß es; auch ein Brief an Madeleine war uneröffnet zurückgekommen, keine Aussicht auf geradem Wege zum Ziele zu gelangen! Brunow hatte das wohl gewußt, es nur auf Winters Bitten versucht. Eben kam dieser den Wiesenweg von Strela herunter. Brunow eilte ihm entgegen und theilte

ihm mit wenigen Worten das Resultat seiner Bemühungen mit.

„Natürlich," sagte Winter, „so mußte es kommen, lassen Sie mich jetzt handeln, ehe eine Stunde vergeht, sind Sie im Klaren."

Damit ging er schneller dem Curhause zu; an der Treppe, welche in die oberen Räume führt, bat er Brunow, der ihm gefolgt war, ihn allein zu lassen.

„Wir haben eine alte Rechnung zu entwirren, Frau Wassenberg und ich," sagte er, „es dauert vielleicht lang, bis sie in Ordnung gebracht ist, verlieren Sie nur die Geduld nicht, bester Freund."

Winter stieg die Treppe hinauf, Niemand war in dem obern Gange, keines von den Mädchen, die ihn hätte anmelden können. Er war froh, dieser Förmlichkeit enthoben zu sein und trat rasch entschlossen an die Thüre von Frau Wassenberg's Zimmer. Hier zögerte er einen Augenblick, dann klopfte er laut. Kein Herein antwortete, man schien ihn nicht zu hören, und doch vernahm er Stimmen. Er wiederholte sein Pochen. Abermals keine Antwort. Unwillkürlich drückte er auf die Klinke, die Thüre öffnete sich. Er trat ein. Elisabeth stand in der Mitte des Zimmers, Madeleine seitwärts hinter ihr. Der Ausruf der Freude des jungen Mädchens entging

ihm nicht. Mit einem Blick überflog er das Zimmer. Mutter und Tochter waren allein, er hätte nicht besser kommen können.

„Entschuldigen Sie meinen Eintritt, gnädige Frau," sagte er im gleichgültigsten Tone, „mein wiederholtes Pochen blieb unbeantwortet, ich wußte Sie jedoch anwesend, und muß Sie sprechen."

„Meine Tochter ist leidend, wir empfangen daher keine Besuche," erwiderte Elisabeth mit etwas unsicherer Stimme.

„Ich bedauere — in der That, Fräulein Madeleine sieht leidend aus," sagte Winter und trat näher zu dieser, „ich hoffe, Sie werden bald wiederhergestellt sein, umsomehr als —" er hielt inne, als besänne er sich — „uns Allen viel daran liegt, Sie wieder Unten zu sehen. Sie werden sehr vermißt."

Madeleine wollte antworten, allein Elisabeth kam ihr zuvor und sagte: „Sie sind sehr freundlich, ich danke Ihnen; — übrigens wir sind im Begriffe, von hier abzureisen. Madeleine," wandte sie sich an diese, „geh' auf Dein Zimmer, es ist besser."

Madeleine machte Winter eine stumme Verbeugung und ging, an der Thüre des Nebenzimmers schaute sie noch einmal um und warf ihm einen flehenden Blick zu. Er verstand diese Sprache und wußte jetzt, man trieb ein böses Spiel mit dem Mädchen.

Elisabeth wartete, bis die Thür sich hinter ihrer Tochter geschlossen hatte, dann sagte sie in einem halb zürnenden, halb ängstlichen Ton: „Nun was führt Sie zu mir?“

„Können Sie sich das nicht denken?“

„Nein,“ entgegnete sie kalt, „ich wüßte nicht, was sie mir sagen könnten.“

„Nicht? — Und doch habe ich Ihnen viel zu sagen.“

„Wenn ich nun nicht gesonnen wäre, es zu hören?“

„Ich würde das nur beklagen können — es wäre eine Enttäuschung mehr zu den vielen, die ich in den letzten Wochen erfuhr,“ sagte Winter scharf. „Doch nein, ich weiß, Sie werden mich anhören,“ fügte er milder hinzu. „Sie müssen.“

„Ich muß?“ fragte sie. „Wer kann mich zwingen?“

„Zwingen,“ wiederholte er lächelnd, „zwingen? Dazu bedarf es keines Zwanges, Sie werden es thun.“

Sie schwieg, wie kam er zu dieser Sprache, zu dieser Ruhe und Sicherheit, wie zu diesem Bewußtsein seiner Macht über sie?

Er sah sie forschend an, als versuche er in ihren Zügen zu lesen, dann fuhr er fort: „Sie habe

Recht, wir haben uns nichts zu sagen, wir sind Fremde, unsere Wege liegen weit auseinander; ich komme auch nicht meinetwegen, für mich will ich nichts, aber das Lebensglück von zwei Menschen, die mir theuer sind, steht auf dem Spiele, darum komme ich als Bittender zu Ihnen."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Nicht? — Ich kann deutlicher sein. Sie verweigerten heute Baron Brunow den Eintritt hier, wie Sie ihn mir verweigert hätten, wenn ich mich so leicht schrecken ließe, ich komme für ihn, ich muß mit Ihrer Tochter reden, ich oder er."

„Meine Tochter hat Baron Brunow nichts zu sagen."

„Glauben Sie?" fragte Winter mit einem Anflug von bitterem Spott, „ich weiß das besser, nach dem was vorgefallen — Brunow machte mir kein Geheimniß daraus — sollte ich denken, die Beiden hätten sich doch etwas zu sagen."

„Ich begreife nicht! — Was gibt Ihnen denn das Recht, sich in meine Familienangelegenheiten zu mischen?"

„Was mir das Recht gibt?" fragte Winter — in seinem Tone lag jetzt tiefe Trauer — „So fragen Sie? O ja, Sie können so fragen, natürlich, und die einzig wahre Antwort stimmt nicht zu Ihrer Frage.

Darum sage ich nur — das Recht gibt mir die Freundschaft für Madeleine und die Pflicht zu helfen, selbst da wo die Hilfe nicht verlangt wird." Er betonte das Wort Pflicht sonderbar, es war eine Mischung von Hohn, Spott, Trauer und Mitleid darin, die Elisabeth nicht entging.

Sie schwieg, was sollte sie antworten? Sie lehnte an einem Stuhl, Winter gegenüber. Sie hatte ihn nicht aufgefordert zu sitzen; er stand noch an der Stelle, wo er zu Madeleine gesprochen. Jetzt trat er näher zu ihr und sah sie lange an. Sie war blaß, fast farblos, jedes Leben war aus ihrem schönen Gesichte gewichen, sie zitterte und wagte nicht aufzusehen, sie fühlte, was kommen mußte, jedes Wort; es galt stark sein, den Muth nicht zu verlieren. Winter sollte nicht ahnen, daß er ihr noch etwas sei, sie wollte ihm zeigen, daß sie stark sein könne.

„Es ist das Glück Ihres Kindes, das wir wollen," sagte er endlich, „das Sie zu vernichten drohen. Nur Gewalt konnte Madeleinen ein Ja erpressen, wo ihr Herz nein rief."

„Was können Sie davon wissen? Madeleine kennt ihre Pflicht und wird nicht zögern, das kleine Opfer zu bringen. Wenn Sie Alles wissen, so kennen Sie auch den Grund, warum wir diese Verbindung wünschen, und den müssen sie billigen."

„Meinen Sie? Für Geld, für den Klang eines

Namens in der Geldwelt zwingen Sie Ihr Kind zu einem Schritt, der sein ganzes Leben vergiften wird, und das nennen sie Pflicht. O die großen Seelen, wie stempeln sie Alles zur Pflicht, wenn es ihnen in den Kram paßt!"

„Wie kommen Sie zu dieser Sprache?"

„Verzeihen Sie, ich habe sie falsch beschuldigt. — Sie thun es nicht wegen des Geldes, — nein, ich weiß ja warum! Aus Furcht vor den Wassenberg, vor der Familie, die Sie selbst so lange gequält hat, für die sie leben, für deren Vortheil Sie jede mildere Regung unterdrücken. — Widersprechen Sie nicht! Es ist so! Sie geben Ihre Tochter hin — in welche Hände? Sie wissen es so gut als ich, besser wie Alle. Sie kennen jeden Tag des Lebens, das Ihrer Tochter wartet, Sie selbst führten es ja zwanzig Jahre lang, — nur noch schlimmer wird es für Madeleine kommen: Wassenberg war nur ein Geldmensch, ungebildet, roh, vielleicht gefühllos und hart, aber nie schlecht. Ihr Neffe, wäre er nur das! — Und Sie verlangen ein solches Opfer von Ihrem Kinde?"

„Halten Sie ein," rief Elisabeth, „wer gibt Ihnen das Recht, so zu reden?"

„Wer mir das Recht gibt? Sie fragen wieder, Elisabeth? Sie wollen es wissen? — Das Recht gibt

mir die Elisabeth, die mir einst Liebe und Treue schwor, die Elisabeth, die ich zwanzig Jahre lang geliebt, nicht einen Tag vergaß! Die Liebe gibt mir das Recht, die Liebe zu jener Elisabeth, der ich, wie einer Heiligen, einen Thron aufgebaut hatte, die ich suchte nach zwanzig Jahren, die ich wieder fand und erst dann verlor, an der zwanzig Jahre gearbeitet haben, Jahre der Sklaverei, bis sie nur noch ein Schatten meiner Elisabeth war, die ich trotz Allem noch liebe, die ich retten möchte, der ich helfen will sich wieder zu finden aus dem Schutt und den Trümmern, die ich befreien möchte von dem Wahne, der sie befangen hält und den sie allein nicht abschütteln kann, dem sie unterlegen ist, dem sie ihr Leben geopfert hat, und der sie in einen Abgrund des Leides gestürzt, weil sie nicht stark genug war ihr besseres Selbst in den langen Jahren um Rath zu fragen und ihm zu folgen, die ich darum erst heute verliere, die Liebe zu meiner Elisabeth, die so geworden!"

Er hielt inne. Sie blickte endlich auf. Er erschrak vor ihrer Todtenblässe. Sie versuchte zu reden, sie konnte nicht. Sie stand unbeweglich, wie gebannt auf der Stelle, flehend ruhte ihr Auge auf dem, der sie einst geliebt, sie noch liebte, und doch ein so unerbittlicher Richter war, wo ihr ganzer Fehler

nur Schwachheit gewesen. — Hätte er in ihrer Seele lesen können, er hätte Erbarmen gehabt, und nicht die harten, bittern Worte gesagt, die sie jetzt hören mußte: „Ja, schleppen Sie die Tochter zum Altar, sie wird sich nicht weigern, und Ihre Pflicht ist dann bis zu Ende erfüllt. Aber jede Thräne, die Ihr Kind weint, wird über Sie kommen; nichts den Schmerz lindern, der in der Wunde brennt, die solche Thränen schlagen, kein Tag des Friedens wird Ihnen werden, und alles Leid der Tochter, Alles Elend auf Sie, für Ihre Schuld."

„Erbarmen, um Gottes Willen Erbarmen!" rief Elisabeth, wie aus einem Traume erwachend, „um der Liebe willen Erbarmen!"

„Wollen Sie denn Erbarmen haben mit der Liebe? — Ja, Sie wollen es — Elisabeth lebt noch! Sie schlief nur, sie träumte einen bösen Traum! — Sagen Sie, ist es nicht so? Elisabeth!"

Sie zögerte.

„Elisabeth!"

Endlich sagte sie mit leiser zitternder Stimme: „Madeleine muß das Opfer bringen, das ist die wahre, die erste Pflicht, alles sonst Trug! Ich kann und darf die Familie nicht in's Elend stürzen."

„Nein, aber Ihr Kind! Nehmen Sie Made-

leinens Geld, meines, ich bin reich, mein ganzes Vermögen gebe ich für Madeleinen's Glück!"

„Nein, der Wille des Todten ist Befehl, Pflicht läßt sich nicht abhandeln."

„Elisabeth, ist das Ihr letztes Wort?"

„Mein letztes!" sagte sie leise.

„Lebewohl, Elisabeth!"

Er eilte hinaus. Elisabeth sah ihm wie abwesend nach, erst als sich die Thüre hinter ihm schloß, schrak sie auf. Er war wirklich gegangen, für immer! Sie mußte ihm folgen, ihn zurückrufen. Was hatte sie gethan? Sie war wahnsinnig gewesen, sie bereute jedes Wort, sie hatte es ja niemals auch nur gedacht. Ihre Kniee wankten, sie konnte nicht weiter, und doch mußte sie ihm nach, er mußte sie hören! Sie sank zu Boden. Sie wollte ihn rufen, das Wort erstarb auf ihren Lippen. Es war zu spät. Elende Furcht hatte über die Liebe gesiegt. Erst jetzt verdiente sie seine Verachtung, er hat sie gewarnt, gemahnt, und sie hat nicht gehört. Ihre Sinne schwanden, es ward Nacht in ihr und um sie. Wie lange wußte sie nicht. Dann kehrte wieder stummer Schmerz zurück, und Verzweiflung. — Und doch, als Armgard nach einiger Zeit in das Zimmer der Schwägerin trat — sie ahnte nichts von Winter's Einmischung — war jede Spur der letzten Stunde

bei Elisabeth verwischt, sie sprach nicht davon und auch Madeleine wagte keine Frage.

Und Winter? Er war die Treppe hinuntergeeilt, durch den Gang vor's Haus, dort fand er Brunow, der auf ihn zukam, nach dem Ergebnisse seines Besuches zu fragen. Er bedurfte keiner Antwort, des Freundes Gesicht erzählte Alles.

Winter legte schweigend seinen Arm auf den des jungen Mannes und ging mit ihm dem Platz zu. Schon lagen die letzten Häuser hinter ihnen und noch hatten sie nicht geredet, als Brunow Muth faßte und sagte: „Alles ist umsonst, reden Sie nur, Sie brauchen mich nicht zu schonen, ich weiß Madeleine ist verloren, nicht wahr?"

Winter sah erschrocken auf. Er hatte nicht an Brunow und Madeleine gedacht, nur noch an sein eigenes bitteres Leid. Jetzt zürnte er sich selbst über dies Vergessen.

„Ja," sagte er, „es ist so, hoffen Sie nichts mehr, Madeleine ist verloren. — Trösten Sie sich, man stirbt nicht aus Leid, Sie nicht, auch Madeleine nicht," fuhr er voll Bitterkeit fort, „die wird sich drein finden, sie leichter als Jede, — sie geht bei der Mutter in die Schule. O es sind große Seelen, diese Wassenberg! Wir in unserer Kleinheit begreifen sie gar nicht."

„Ich kann nicht denken, daß Madeleine falsch sein sollte!"

„Falsch? Wer sagt das? Sie sind nicht falsch, Mutter und Tochter nicht, sie sind nur schwach im Lieben, stark im Pflichterfüllen!"

„Sprechen Sie doch um Gottes willen deutlicher! was hat Madeleine gesagt?"

„Sie? kein Wort — sie hat nichts zu sagen, sie hat nur zu gehorchen."

„Aber, lieber Freund, können Sie mir denn nicht erzählen, was geschehen ist? Sie spannen mich auf die Folter."

„Mein bester Brunow, ich versprach Ihnen Hilfe, ich rechnete falsch, ich habe Sie getäuscht, wie mich selbst, ich hätte es besser wissen können, ich war ein Narr! — Sie verzeihen, nicht wahr? Ich leide so viel durch die Täuschung, wie Sie. — Die Mutter ist unbeugsam, sie muß es sein, die Wassenberg!"

„Aber Madeleine?"

„Ist untröstlich, weigert sich, man zwingt sie, sie gibt nach, wer frägt danach wie?"

„Unmöglich!"

„Alles ist möglich bei den Wassenberg!"

Brunow konnte nichts erwidern, er sann auf einen Ausweg. Er hätte Madeleine verlieren können, als todt beweinen, aber sie die Gattin eines Felix

Wassenberg wissen, das war zu viel! Gibt es denn kein Mittel sie zu retten? Er konnte sie nicht wegreißen vom Herzen ihrer Mutter, nie, auch wenn sie einwilligte, ihm zu folgen.

Winter schien den letzten Gedanken seines Freundes zu errathen, denn er sagte in halb spottendem, halb mitleidigen Tone: „Ein Mittel gibt es noch, entführen Sie Madeleine, ziehen Sie mit ihr in die weite Welt — was braucht Sie das Zetergeschrei der Wassenberg zu kümmern? Jeder baut sich selbst sein Glück auf.“

„Nie! Wenn ich auch den Muth haben könnte, Madeleine den Vorschlag zu machen, und wenn sie einwilligte, ich würde es nicht thun; wie könnte ich das Geflüster und das Gezische der bösen Zungen ertragen, wie wagen, sie dem auszusetzen? — Aber Madeleine wird nie einwilligen die Frau ihres Vetters zu werden, und so ist noch lange nichts verloren.“

„Glauben Sie? Denken Sie nicht daran was Mutterthränen und Bitten vermögen? Und dann, wer weiß, was sie noch anwenden, den Wassenberg ist kein Mittel zu schlecht! Reisen Sie morgen mit mir von hier ab, oder heute noch, auf dem kürzesten Wege nach Neuseeland, oder wohin sie wollen.“

„Nein, ich bleibe hier.“

„Nun, wie Sie wollen, der Himmel helfe Ihnen."

Sie sprachen nicht mehr, Jeder hatte genug zu denken. Sie gingen wieder zurück, am Strela-Hôtel trennten sie sich. Winter preßte Brunow's Hand krampfhaft beim Abschiede, und nickte ihm schweigend zu, dann trat er in das Haus, während Brunow langsam weiter ging.

Winter kam in sein Zimmer; das Fenster stand offen, er schaute hinaus, nach dem Curhaus, dort weilte die, welche er einst so sehr geliebt, die das Band zwischen ihnen gelöst, die er noch liebte, obschon sie von dem Thron, den er ihr errichtet, herabgestürzt war. Er hatte sie wanken sehen, ja, er hatte gewußt, daß sie fallen werde, und doch schlug ihn ihr Sturz zu Boden. Das Leid um die Verlorene war niemals so groß gewesen, wie das Leid um die Wiedergefundene. Er hätte sie gerne begraben mögen, nur ein liebes Erinnerungsbild von ihr bewahren und sie zog das Bild in den Staub. Er konnte das Weib lieben, das sich unter dem Geschicke gebeugt, für ihre Pflicht sich opferte, sie hochstellen, bewundern sogar, aber niemals die, die alles vergessen, was sie gelitten, um in schwacher, elender Furcht der eigenen Tochter das aufzulegen, was sie selbst nicht hatte tragen können, in dem Augenblicke

aufzulegen, wo Alles sie an die Vergangenheit mahnte! Er hatte bisher an die Macht der Liebe geglaubt, jetzt sah er: sie ist ein Wahn! — Sein eigenes Leben lag bleischwer auf ihm: daß er es wegwerfen könnte, es ist ja doch nur Täuschung, von der Wiege bis zum Grabe! Das Schönste sinkt in den Staub, die Knospe trägt schon den Wurm in sich, das Edelste zerstört das Leben! — Und doch war es Thorheit gewesen, zu denken, nach zwanzig Jahren fände er Alles, wie er es verlassen! Wo lag denn Elisabeths Unrecht? Sie war ein Theil der Wassenberg geworden, sollte sie da fremd bleiben, wo all' ihre Interessen wurzelten? Konnte er verlangen, daß sie allein stillstehe, wo Alles wandelt? Jeder fühlt den Einfluß der Zeiten und Menschen, und ändert sich danach, ob er will oder nicht, warum sollte sie, die immer der Stütze bedurft hatte, sich nicht an die Starken lehnen, warum ihnen nicht folgen? Und dann, wer sagte ihm denn, daß sie in den langen Jahren nicht glücklich gewesen? Niemand. Nur die Welt flüstert davon. Wer hält etwas von dem Geflüster? — Was gibt ihm denn das Recht an ihrem Glück zu zweifeln? Ihre bleichen Züge, ihre thränenschweres Auge! Konnte sie denn nicht um den Gatten trauern, weinen? — Nein, tausendmal nein, sie hat ihn nie geliebt. Wer verbürgt ihm denn das?

Quälend zogen die Gedanken durch die Seele des Mannes. Mit großen Schritten ging er jetzt durch's Zimmer; er nannte sich einen Narren, er lachte und höhnte über seinen Schmerz. — Er klagte ja nicht um die Verlorene, nur darum, daß sie seine Liebe nicht mehr verdiente. Er hätte weinen mögen, aber für Thränen war sein Schmerz zu groß.

Der Abend kam und verstrich; was lag ihm an Tag und Abend; in ihm war es Nacht; sein Leben war der Nebeltag, an dem das Abendgeläute das Beste ist.

Mit dem ersten Morgenschein trat er aus dem Hause, noch lagen die Schatten über dem Thal. Er ging durch Platz. Die Fenster und Läden an den Häusern waren noch fest geschlossen. Alles schlief; die Bewohner konnten schlafen! — Er ging die Straße hin dem Bache nach; das Wasser rauschte, die Wellen hüpften und liefen um die Wette, glanzlos, kein Sonnenstrahl spiegelte sich in der Fluth, graue Dämmerung lag darüber. Der Thurm von Frauenkirchen sah zwischen den dunkeln Bäumen undeutlich vor; er war ein Ziel. Winter hatte keines; er folgte dem Bache, durch das Dorf, vorbei an den einzelnen Häusern mit den frommen Inschriften über der Thüre, manch alter Segensspruch voll einfacher Weisheit in schlichter Form stand da geschrieben; Winter verweilte hier und

dort, das zunehmende Hell gestattete schon den einen oder andern Spruch zu lesen. Dann ging er weiter, kaum wissend, was er gelesen, immer dem Bache nach, durch das lange Thal. Jetzt war er in Spina. Das große, stattliche Haus, die Badeanstalt, zwischen den waldigen Bergen sieht aus wie ein Zufluchtsort für weltmüde Seelen.

Winter trat in das Haus; er war bald zwei Stunden gegangen. Die Wirthin, noch halb schlaftrunken, kam ihm entgegen und öffnete die Thüre des Gastzimmers, er folgte ihr mechanisch; sie brachte ihm das Frühstück, das er nicht bestellt, machte sich um ihn zu thun, und fing zu plaudern an. Es seien nicht viel Leute in Spina, sagte sie, nur ein paar alte Damen, die allein sein wollten. Davos nehme alle für sich, und Spina sei doch schöner. — Wohin er wohl gehe, fragte sie dann, wohl nach Alveneu, dort seien viel Fremde? Winter nickte bejahend; warum nicht dahin, so gut wie wo anders? Er brauchte ja gar nicht nach Davos zurück, wenn er nicht wollte, Brunow schickte ihm gern seine Sachen. Ja, nach Alveneu, oder in's Engadin, nach Bergün, wohin sei ihm gleich. — Die Wirthin guckte ihn verwundert an: ein verrückter Engländer, wahrscheinlich, dachte sie, und fragte nicht weiter; was ging sie sein närrisches Thun an.

Nach kurzer Rast schied Winter. Die Frau gab ihm einen Weg an, durch die Züge. Der Plan war gut, er nahm ihn an; die Natur hilft am besten das Leid tragen.

Wild und großartig ist der Paß der Züge; eine lange, schmale Schlucht zieht sich zwischen steilen Felswänden hin, jäh steigen die Berge auf, hier kahl und zerklüftet, dort mit gigantischen Bäumen bekleidet, gebrochene Stämme zeugen von der Gewalt der Elemente; schäumend, sprudelnd, brausend und tobend eilt das Landwasser in der Tiefe, bahnt sich einen Weg über und unter den Felsen, führt Bäume mit sich, die der Sturm hinabgeschleudert, oder höhlt sich einen Gang unter einer vorjährigen Lawine aus, die Sonne dringt nur selten hierher, verweilt nur kurz und schmilzt den Schnee kaum. Eine Straße führt neben dem Berge hin, zuerst unten neben dem Wasser, dann steigt sie zu schwindelnder Höhe auf. Weiter oben ist ein Fußpfad, er zieht in vielen Windungen durch den Wald und das Gebirge. Den schlug Winter ein, er war einsam genug, nur selten kam ein Mensch da hinauf.

Er wanderte den ganzen Tag. Bald verließ er den Pfad und bahnte sich selbst einen. Er fühlte keine Ermüdung hier oben in den Bergen, wo die Luft so stärkend ist, heilend auch für den Gram. Holzhauer

begegneten ihm zuweilen, sonst Niemand. Die fremde Welt zog ihn an, das Unbekannte lockte ihn, die Gefahr, die oft nahe war, ließ ihn vergessen, was er vergessen wollte. Er achtete nicht auf Zeit und Stunde; er dachte nicht an Morgen und Abend. Jetzt wanderte er rastlos, als habe er ein Ziel, dann ruhte er wieder unter dem Schatten der Bäume, eingeschläfert von dem Murmeln einer Quelle. Bei Holzfällern hielt er Mittagsruhe, und sprach mit ihnen von ihrer rauhen Arbeit. Dann ging er weiter, allein, planlos, wie ein Verirrter, nicht darauf achtend, wie sich der Himmel mit Wolken überzog, wie ein schweres Gewitter aufstieg, ein dumpfes Rollen immer näher kam — war es Donner oder durch Echo verstärktes Toben eines Wasserfalles? Er hörte nicht das Rauschen in den Bäumen, den ängstlichen Schrei der Vögel, sah nicht die schwere Wolke über seinem Haupte. Erst ein Blitzstrahl, grell und blendend, gerade vor ihm, ein dumpfer, dröhnender Donner, ein grollender Mahner, machte ihn aufmerksam auf die Veränderung. Zur Umkehr war es zu spät, das Wetter stand über ihm. Winter fürchtete nichts, er hatte in seinem Leben andere Gefahren bestanden, als ein Gewitter im Hochgebirge, und ihnen ohne Wimperzucken in das Auge geschaut. — Dem ersten Schlag folgte ein zweiter, und dem viele nach,

schneller und heftiger und immer dunkler ward es; — war es Nacht oder nur die Dunkelheit des Unwetters? — Jetzt tobte der Sturm um den einsamen Mann, der unverdrossen auf dem vom strömenden Regen unsicher gewordenen Wege sich weiter bemühte. Nur zu bald war vom einem Pfade keine Spur mehr zu sehen, die Dunkelheit, und das unsichere Licht der Blitze, leiteten irre, der grelle Schein ließ die Berge höher, die Felsen steiler, die Abhänge und Schluchten tiefer und schauerlicher scheinen. Winter suchte nach einem schützenden Felsvorsprunge, der ihm Obdach bieten konnte. Kein Schutz irgendwo! Der Regen und Sturm hinderten jedes Vorwärtsdringen. Der Wind peitschte den Regen an den Felsen und dort gähnte der Abgrund. — Der Wanderer hüllte sich fester in seinen Plaid; bei jedem Schritte untersuchte er mit dem derben Stocke, den er sich am Morgen geschnitten, die Stelle, wohin er trat, der Blitz leuchtete ihm dazu.

Er war unverdrossen, was lag ihm an dem Aufruhr in der Natur? — Er kämpfte dagegen, der Kampf reizte ihn. Immer wilder tobte es um ihn, Schlag auf Schlag, Donner und Blitz, er mußte sich an den Felsen klammern, um nicht in die Tiefe geschleudert zu werden. Er blieb stehen. Weitergehen war Wahnsinn. Das Unwetter spottete seiner;

Nichts hielt dem Orkane stand; die Berge hallten wieder von dem dröhnenden Falle der in den Abgrund stürzenden Bäume, von dem Toben der Wasser, die in die Tiefe eilten, nicht achtend auf das, was sie mit sich rissen.

Und inmitten des Unwetters stand der Wanderer wartend, bis der Aufruhr sich gelegt, unbeweglich wie ein Stück des Felsens, an dem er lehnte.

Aber jetzt, was war das? — Durch die schaurige Nacht tönte ein Schrei; — war es ein Vogel, der aufgeschreckt vom Blitz von seinem Neste flog, oder war es die Stimme eines Menschen, der Hülferuf des Mannes am Felsen? — Alles ist wieder ruhig.

Die dunkle Nacht deckt Alles, nur der Blitz beleuchtet geisterhaft ein grauenvolles Bild.

---

## Zwölftes Kapitel.

### Immortellen.

Das Gewitter war über die Berge gezogen, es hatte die ganze Nacht dort getobt und gewüthet, und von manchem ängstlichen Auge den Schlaf verjagt. Die Fremden im Curhaus und Strela saßen beisammen und erzählten von der überstandenen Angst und dem Schrecken. Die, welche sich trotz der noch immer drohenden Wolken nicht von ihrem Morgenspaziergange hatten abhalten lassen, berichteten, was sie gehört. Von Mund zu Mund gingen die Erzählungen, immer mehr ausgeschmückt. Man hörte überall von Verwüstungen, zuerst nur von umgerissenen Zäunen, entwurzelten oder umgebrochenen Bäumen, von ungangbaren Pfaden und Fußwegen, überschwemmten Wiesen, dann von weit ausgetretenen Bächen, zerrissenen Landstraßen, zuletzt von in Schlamm und Schutt begrabenen Häusern; bei Klosters sei das halbe Dorf bedeckt, und der Bergbach habe die Straße eine Viertelstunde weit ungangbar gemacht,

von einem Durchkommen sei keine Rede, man müsse wohl einige Tage auf den Verkehr mit der Welt verzichten, bis die Straße wieder gangbar; Jeder wußte etwas Neues, Jeder etwas Schreckliches zu berichten, und Einer suchte den Andern zu überbieten.

Baron Brunow saß mit unter den Zuhörern. Die Erzählungen hätten ihn wohl kaum interessirt, wäre er nicht um Winter besorgt gewesen, der gestern den ganzen Tag fortgeblieben, ohne daß Jemand wußte, wohin er gegangen. Durch die übertriebenen Berichte, mehr noch durch seinen Morgenspaziergang in das Thal, Spina zu, war die Besorgniß zuerst erregt worden und stieg jetzt mit jeder Stunde. Gewiß ohne Grund. Winter war ein erfahrner Tourist, der jede Veränderung in der Luft wahrnehmen mußte, und jedenfalls lange vor Ausbruch des Gewitters wohlbehalten in irgend einem Hause, wenn auch nur in einem Heuschober, ein Unterkommen gesucht hatte. Daß er gegangen, ohne ein Wort zu sagen, hatte auch nichts Auffallendes, er pflegte immer zu kommen und zu gehen, ohne Jemand Rechenschaft zu geben. Als aber Stunde um Stunde verstrich, ohne daß er zurückkam, fing Brunow an, sich ernstlich um ihn zu ängstigen; konnte ihm nicht irgend etwas zugestoßen sein? Er war am Abend vorher so ungleich sich selbst gewesen. Brunow hatte ihn nie so gesehen. Wie, wenn

ihn seine gewöhnliche Umsicht verlassen und er in den Bergen vom Gewitter überrascht worden war? Selbst dann, beruhigte sich Brunow, ist es nicht wahrscheinlich, daß er einen Unfall gehabt, die Berge bieten tausend Unterschlupfe für den geübten Wanderer. Brunow suchte sich selbst seine Unruhe auszureden, jedoch sie kehrte immer wieder, genährt durch die verschiedenen Fragen nach dem Amerikaner, die alle an ihn, als dessen Freund, gerichtet wurden.

Brunow's eigene Sorgen wurden ganz verdrängt. Und doch hatte der letzte Abend nicht wenig zu deren Vermehrung beigetragen. Ganz unerwartet war gerade vor Ausbruch des Unwetters Felix Wassenberg wieder in Davos eingetroffen, früher als selbst Armgard und Elisabeth gedacht. Niemand von den Wassenberg war bei der Abendtafel erschienen, — nur Felix kam später herunter, — Madeleinen's Unwohlsein gab er als Grund des Nichterscheinens an. Felix schien seltsam verstimmt und gab sich kaum Mühe es zu verbergen; Brunow ignorirte er vollständig, und dieser fühlte keine Neigung, sich ihm zu nähern, aber diese Verstimmung war ihm ein Zeichen, daß seine eigne Sache doch nicht gar so hoffnungslos stehe, als er gefürchtet. Trotzdem sah er mit Bangen auf die nächsten Tage, die mußten ja eine Entscheidung bringen!

Der Morgen verstrich in doppelt peinlicher Auf-

regung. Von den Wassenberg sah man Niemand, Winter kehrte immer noch nicht zurück. Die Sorge trieb Brunow nach dem Strela-Hôtel, auf des Freundes Zimmer. Da lag und stand Alles wie gewöhnlich, nichts ließ auf eine beabsichtigte längere Abwesenheit schließen, Alles sah aus, als müsse der Bewohner des Zimmers jeden Augenblick eintreten. Brunow hätte gern nach ihm gesucht, allein er wußte nicht in welcher Richtung, und zudem fürchtete er den Spott und Unwillen Winter's über einen solchen Schritt. Er überlegte den ganzen Morgen, was thun, war aber noch zu keinem Entschluß gekommen, als die Glocke schon zum zweiten Male zu Tisch rief. Er ging in den Speisesaal und wollte eben seinen gewohnten Platz einnehmen, als der Wirth zu ihm trat und ihn hinaus rief. Er folgte ihm schleunigst.

Ein Bauernjunge war draußen.

„Was ist geschehen?" fragte Brunow hastig. „Von Mr. Winter kommst Du? Wo ist er?" Die Fragen überstürzten sich, der Junge, athemlos vom schnellen Laufen, konnte kaum antworten.

Mit einer diesen Leuten eigenen Umständlichkeit und Verwirrung richtete er, Brunow viel zu langsam, seinen Auftrag aus: er komme von dem fremden Herrn, ja, Winter heiße er, ein Engländer sei es. Er liege droben im Hause seines Vaters, bei Schmelz-

boden, am Eingange der Züge, der Herr kenne den Ort vielleicht. Holzfäller hätten ihn am Morgen in den Bergen halbtodt gefunden, er sei übel zugerichtet, ob er aufkomme, könne man nicht wissen. Sie hätten ihn herunter gebracht, einer der Männer, die den Herrn oft im Davos gesehen, habe gesagt, es sei der Amerikaner aus dem Curhaus; wie er zu sich gekommen, habe er nach dem Baron Brunow verlangt, und der Vater habe ihn nach Davos geschickt, er sei gelaufen, was er nur konnte, aber der Weg sei so schlecht, er habe länger gebraucht als sonst, und er fürchte, mit dem Amerikaner sei es zu Ende.

Brunow hörte das Alles nur halb, er schickte nach dem Arzte, befahl einen Wagen und ordnete Alles, was zur Erleichterung des Unglücklichen dienen konnte. Er vergaß Alles über den Wunsch des Freundes, ihn zu sehen. Schon nach einer Viertelstunde fuhr er, begleitet von dem Arzte, Schmelzboden zu.

Er war außer sich, er sah Winter todt; der Arzt sprach ihm Muth ein, man müsse immer das Beste hoffen, und das wiedergekehrte Bewußtsein sei ein gutes Zeichen.

Der Weg dünkte Brunow eine Ewigkeit; die stellenweise zerrissene Straße nöthigte zu langsamen

Fahren, das Brunow qualvoll wurde; es galt ja den Wunsch eines Sterbenden zu erfüllen!

Endlich waren sie am Ziel.

Sie traten in das Haus; es war eine ärmliche Hütte. Brunow athmete erleichtert auf, als der ihnen entgegenkommende Vater des Burschen ihn versicherte, der Herr lebe noch, und habe eben nach dem Baron Brunow gefragt: „Es ist doch gut, daß Sie kommen," fügte er bei, „er wird es nicht lange mehr machen."

Brunow und der Arzt traten ein. Es war eine große, niedrige Stube, mit kleinen Fenstern, die, alle wohlverschlossen, wenig Licht und keine Luft einließen, eine dumpfe Schwüle herrschte in dem Raume. Auf einem niedrigen Polster, einer Art Ruhebett lag Winter, eine alte Frau saß neben ihm, und war um ihn bemüht. Er war bleich, aschfahl, die Augen hatte er geschlossen, jede Spur von Blut hatten die Leute sorgfältig von seinen Kleidern entfernt, die wegzunehmen ihnen seine Schmerzen verboten. Er lag regungslos, wie ein Todter, das durch den Eintritt Brunow's und des Arztes verursachte Geräusch schien er nicht zu hören, erst als Brunow neben ihm stand, und zu ihm sprach, öffnete er die Augen und murmelte einige unverständliche Worte.

Der Arzt hieß die Leute weggehen, und unter-

suchte die Verletzungen. Er that, was in seiner Macht stand, dem Unglücklichen zu erleichtern, von einem Wegbringen von hier nach Davos konnte jetzt nicht die Rede sein; morgen vielleicht — wenn es für ihn noch einen Morgen gibt — sagten seine besorgten Blicke Brunow.

Winter war ruhig. Zuweilen redete er ein Wort, wenn auch mit Anstrengung. „Ich weiß," sagte er zu Brunow, der ihm Muth und Hoffnung einzuflößen suchte, deren dieser selbst mehr bedurfte als der Leidende, „es ist vorbei, die Maschine ist zerbrochen, sie geräth in's Stocken, lassen Sie sich nicht bekümmern, für mich ist es gerade die rechte Zeit, ich habe hier nichts mehr zu thun; der letzte Moment ist da, es ist gut so."

Dann fragte er nach Brunow's Angelegenheiten. Dieser berichtete das wenige Neue.

„Ich hätte gern etwas für Sie gethan, und für Madeleine, Sie beide sind mir werth und lieb, die Einzigen in der Welt, — es hat nicht sein sollen. — Wenn Geld helfen kann, Sie sollen es haben, was mein ist, gehört Ihnen und Madeleine. Vielleicht nehmen es die Wassenberg, Madeleine kann es verschenken, sich damit loskaufen," er lachte bitter, „es ist dann doch zu etwas gut! Nehmen Sie Alles, — was mir gehört, sollt Ihr haben. Niemand wird es

Euch streitig machen — ich habe keinen Erben sonst, keine Freunde, weit und breit, Niemand hat einen Anspruch darauf. — Da, nehmen Sie ein Papier," fing er nach einer langen Pause, in der er erschöpft geschwiegen, wieder an, „schreiben Sie, ich will Ihnen mein Testament diktiren. Der Doktor unterschreibt als Zeuge. — Thun Sie es, es ist mein letzter Wunsch," fügte er hinzu, als Brunow zögerte.

Er mußte nachgeben, und Winter diktirte langsam, mit vielen Unterbrechungen, seinen letzten Willen. Sein ganzes Vermögen, mit Ausnahme weniger tausend Thaler, die er den Leuten, welche ihn gefunden, und dem Manne, in dessen Haus er lag, bestimmte, vermachte er Baron Hans von Brunow und Madeleine Wassenberg zu gleichen Theilen. Es waren nur wenige Worte nöthig, unter die er mit zitternder Hand seine Unterschrift setzte; der Arzt fügte seinen Namen bei als Zeuge.

„Jetzt, mein lieber Brunow," sagte Winter, und ein frohes Lächeln spielte einen Augenblick auf seinen blassen Zügen, „jetzt habe ich nur noch Einen Wunsch: möchten Sie mit dem Gelde glücklicher werden, als ich war, da ich es erwarb! — Ja, es wird Euch beiden Glück bringen," fing er nach einer langen Pause wieder an, „mir ist, als müsse der Segen eines Sterbenden glückbringend sein. — Und wenn Sie

meinen letzten Gruß der kleinen Madeleine bringen — Sie müssen mir versprechen, das zu thun, nicht wahr? dann" — er hielt inne, er zögerte, vielleicht aus Schwäche, oder war es ein peinlicher Gedanke, eine trübe, unselige Erinnerung, die sein Gesicht wie mit einem Trauerflor überzog? — „dann, sagen Sie auch Frau Wassenberg, es sei Alles gut jetzt, sie möge an den Todten mit Liebe denken, ihm eine Thräne weihen, — er habe nie aufgehört sie zu lieben — auch wenn er hart gewesen — er war es, ich fühle es jetzt, — sie möge mit der verzweifelten Liebe nicht rechten, nicht bis über das Grab hinaus! Die letzte Bitte des Todten sei: die Tochter um dessentwillen, den sie einst geliebt, glücklich zu machen."

Brunow versprach Alles. Er saß am Bett des Freundes, den er mehr als Alle geliebt, dessen Werth er nie so gefühlt, wie jetzt, da er ihn verlieren sollte.

Der Arzt war gegangen, er konnte nichts helfen, versprach aber, am nächsten Morgen wieder zu kommen. — Brunow wich nicht von dem Lager des Freundes. Sie redeten wenig, nur zuweilen ein Wort, oder das Stöhnen Winters unterbrach die Stille. Die Bewohner des Hauses hatten sich auf Brunow's Bitten entfernt. Die Stunden, die langen, endlosen, der Nacht kamen, und mit ihnen mehrten sich die Schmerzen des Leidenden. Einmal fuhr er

plötzlich in die Höhe, wie erschreckt nahm er Brunow's Hand, und bat flehend: „Lassen Sie sie nicht zu mir, sie soll die Ruhe des Todten nicht stören; sie hat sein Leben zerstört, den Todesschlaf muß sie ihm lassen."

Brunow verstand nicht ganz, was er meinte, er konnte nur errathen, aber er versprach Alles.

„Nein," sagte Winter dann, wie zur eigenen Beruhigung, „sie wird nicht kommen, sie ist ja nicht mehr sie selbst, nur noch ihr eigener Schatten. Einst wäre sie gekommen, aber jetzt!"

Er sprach dann von seinem Leben, von den Hoffnungen, den Arbeiten der früheren Jahre, und von den Enttäuschungen. „Die Schwäche eines Weibes hat viel vernichtet! Es gibt viel Täuschung auf Erden, viel Leid! Die Nebelbilder steigen auf, blendend, farbenglühend sogar, wir haschen nach ihnen, und sie zerfließen."

Dann folgten wieder bange Stunden, nur unterbrochen durch das schmerzliche Stöhnen des Kranken. Die lange Nacht schien ohne Ende. —

Doch der Morgen graute, und sein frischer Hauch wehte zu den Fenstern herein, die Brunow geöffnet hatte.

„Der Tag kommt, mein letzter Tag," sagte Winter mit leiser Stimme, „und dann endlose Nacht —

ein Schlaf vielleicht ohne Träume — oder auch, wer weiß, der Schlaf mit dem bösen Traum war das Leben, und jetzt kommt ein lichter Tag, ein glückseliges Hell! — Brunow, das Leben ist nicht zu Ende mit dem einen trostlosen Tag, und wenn er siebenzig und mehr Jahre lang ist, die Ruhe, der Friede kommt erst, der wirklich lichte Tag! Warum sollte man die dunkle Pforte fürchten, sie führt ja zum Leben?"

Brunow war erschüttert, aber die Ruhe des Freundes berührte ihn wohlthuend; eine Thräne fiel auf die Hand des Sterbenden.

„Weinen?" sagte Winter tröstend, „warum denn weinen? Thränen sollten oft um die Lebenden fließen, nie um die Todten, Jubelmusik sollte uns zu Grabe geleiten."

Es war jetzt Tag geworden, geschäftiges Leben regte sich im Hause, die Leute gingen an die Arbeit, der Mann kam sich zu erkundigen; laute Stimmen draußen unterbrachen die Stille und schienen den Kranken zu erregen. Er redete mehr, mit fieberhafter Hast fragte er nach allem Möglichen; er sprach von tausend Dingen, nur nicht von seinem Unfalle.

„Wozu? Es ist geschehen! — In den Bergen suchte ich Ruhe, sie haben mir Ruhe gebracht, wenn auch auf rauhe, schmerzliche Art." —

Draußen auf der Flur hörte man Schritte; die

Stimme des Arztes und andere waren zu erkennen. Winter lauschte.

„Wer kommt, mich zu stören? Konntest Du mich denn nicht ruhig einschlafen lassen, Elisabeth? Was suchst Du hier? Geh', geh'! Dein Anblick ist bitterer als der Tod!"

Brunow eilte nach der Thür, der Kommenden — auch er hatte die Stimme Elisabeth's erkannt, — den Eintritt zu verwehren. Zu spät. Sie stürzte herein, gefolgt von dem Arzte und Madeleine, die sich vergeblich bemühten, sie zurück zu halten. Sie war geisterhaft bleich, in ihren Zügen las man bittern Schmerz, wilde Verzweiflung. Sie eilte an das Lager des Sterbenden, dessen Blicke ihr flehend begegneten: „Elisabeth, warum kommst Du, konntest Du mich nicht allein sterben lassen? Du bist es ja nicht, nur das schwache Bild meiner Elisabeth!" flüsterte er leise.

Sie warf sich sprachlos an seiner Seite nieder, ihr Auge hing an dem seinen, sie nahm seine Hand, die wegzuziehen er zu schwach war, und drückte sie an ihre Lippen, sein brechendes Auge haftete jetzt voll Trauer auf ihr, die er sein Leben lang geliebt, die gekommen war, ihn sterben zu sehen.

Der Arzt stand mit Brunow und Madeleine seitwärts, keines wagte ein Wort, nur Madeleinen's

leises Weinen unterbrach die Stille. Winter lag unbeweglich, seine Züge verriethen den Kampf in seinem Innern. Endlich brach Elisabeth das Schweigen: „Verzeihe," flehte sie, „Du darfst nicht sterben, o jetzt nicht! Ich habe Dich in den Tod gejagt, verzeihe! Sage nur ein einziges Wort, nur eines!" rief sie mit unterdrückter Stimme, „nur nicht ewiges Schweigen! Sage, daß Du mich nicht verachtest! — Um der Liebe willen, sei barmherzig! Du hast mich ja einst geliebt!"

Sie hielt inne, er antwortete nicht, sein Auge hing wie gebannt auf ihren Zügen, als suche er da ein altes, bekanntes Bild.

„Heinrich!" fuhr sie fort, „Du weißt nicht, was ich in den zwanzig Jahren litt, der Wahn kam über mich, er hielt mich fest, von dem Augenblicke an, wo ich Dir entsagte, ich konnte ihn nicht mehr abwerfen! Es war ein Fluch! Ich war eine Sklavin der Furcht! Jetzt bin ich frei, frei durch Dich! Du hast mich mit Deinem Leben ausgelöst! Du allein! Heinrich! Die Liebe hat doch gesiegt! — Weißt Du denn nicht, daß ich Dich immer liebte, jeder Athemzug meines Lebens gehörte ja Dir, Dir allein! Ich war wahnsinnig, blind! Ich bin zur Erkenntniß gekommen, durch Dich, und Du darfst mich nimmer verachten! Sprich nur

ein Wort, das Erlösungswort! Heinrich! Du hast mich doch einst geliebt?"

Sie schwieg. Tödtliche Angst lag in ihren Zügen, sie wagte ihn kaum anzusehen. Aber der Ausdruck des Schreckens, der Furcht, der Trauer war von ihm gewichen, der Friede war wiedergekehrt.

„Elisabeth," sagte er endlich mit halbgebrochener Stimme, „ja Du hast Recht, ich habe Dich geliebt, mein Leben hatte ich Dir geweiht, ich hätte gesucht, Dich glücklich zu machen, ich wollte es, Du hast nicht gewollt, das Leben riß uns von einander! — Verachten? Nein, ich verachte Dich nicht, ich that es nie, ich wollte Dich retten, ich schlug den falschen Weg ein, nur Liebe konnte es, nicht Härte und Strenge, ich war hart, unbarmherzig, ich sehe jetzt alles klar, Du warst nur schwach, nie schlecht, ich bin schuldiger wie Du, ich weiß es, nnd Du mußt mir vergeben! Du bist ja doch meine Elisabeth! Dank! Dank, daß Du kamst, nichts trennt uns mehr, kein Gedanke, nicht wahr? Selbst der Tod nicht, Elisabeth?"

Sie antwortete nicht, sie weinte, ihre Thränen fielen auf ihn.

„Weine nicht, Elisabeth, wir sind ja glücklich, wir haben ja die Liebe gerettet in dem harten Kampf, was liegt daran, wenn die Minute zum Lieben hier

nur eine halbe ist, — der Tod brichts nicht entzwei — die Ewigkeit ist die andere Hälfte."

Er redete mit schwacher, gebrochener Stimme und athmete schwer. Sie sprach leise zu ihm von Hoffnung, Leben, Glück, er möge nur ruhen.

„Ruhen," sagte er leise, „im Grabe ist Ruhe, da will ich schlafen, bis Du kommst, mich zu wecken."

Sein Blick fiel jetzt auf Madeleine, die weinend in der Ferne stand, er winkte ihr mit den Augen, sie trat zu ihm und kniete neben ihm nieder. „Kind," sagte er, und strich mit der Hand über ihre Locken, „mein theueres Kind, das Leben ist nur ein Nebeltag, wenn die Sonne der Liebe es nicht durchglüht; bewahre die Sonne, dann bist Du glücklich. — Sie darf es ja sein, Elisabeth! Die zwanzig Jahre sind ausgelöscht, der Traum ist vorbei!"

Er sprach nicht mehr; der Freund, das Kind, die Geliebte waren bei ihm, und die letzten Augenblicke seines Lebens waren die schönsten, umstrahlt von der Liebe, die gesiegt hatte.

— — — — — — — — — — —

Tage voll Trauer und Leid folgten dem Tode Winters.

Elisabeth hatte den Geliebten ihrer Jugend nur gefunden, um ihn zu verlieren. Sein Tod war ein harter Schlag; er hatte den Schleier zerrissen, sie sah

Alles klar und deutlich; er hatte sie aber auch stark gemacht, wo sie vorher schwach gewesen, der Segen des Todten war mit ihr, sie hatte aufgehört ein biegsames Rohr in der Hand der Schwägerin zu sein. Schon die erste Kunde von Winter's Unglück, die sich rasch verbreitete, brachte sie zum Bewußtsein, — wie sie da keine Vorstellungen, keine Drohungen, keine Befehle abhalten konnten zu ihm zu eilen, um seine Vergebung zu erbitten, so war auch jetzt keine Macht im Stande sie zu bewegen die Verbindung Madeleinen's mit Felix länger zu fordern. Sie erklärte den erstaunten Verwandten Alles. Armgard war wüthend, am meisten über ihre eigene Kurzsichtigkeit, — sie hätte wissen können, daß dem soidisant Amerikaner nicht zu trauen sei, — sie überhäufte ihren Gatten mit Vorwürfen, schrieb ihm einen empörten Brief, in dem sie ihm in allen möglichen Formen und Worten seine Tölpelhaftigkeit, — wie sie es nannte, — vorwarf, den einstigen Geliebten Elisabeth's nicht wieder erkannt zu haben, — er war ihm ja doch früher begegnet, — hätte sie ihn nur einmal gesehen, nie würde sie getäuscht worden sein — sie glaube nimmer, daß Elisabeth ihn nicht erkannt, das Ganze sei ein abgekartetes Spiel, das unglücklicher Weise zu dem Ende gekommen sei. Sie versuchte Alles bei Elisabeth, allein sie war macht-

los, — die schwache Schwägerin hatte gelernt fest zu sein.

Felix nahm die Sache leichter, er ärgerte sich wohl, aber er verbarg seinen Aerger und gratulirte Madeleine höhnend zum Baron, er habe es ihr ja gesagt, der Baron sei zu kaufen! — Und doch hatte Alles für die Wassenberg eine sehr peinliche Seite. Die allerdings zerrütteten Verhältnisse, die bedeutende Mittel forderten, wenn der Ruin nicht wirklich eintreten sollte, machten dem Banquier und Armgard viel Sorge; Felix verließ sich auch da ganz auf die Klugheit seiner Eltern, die würden sich schon zu arrangiren wissen, dachte er sorglos wie immer. — Brunow's und Madeleinen's Uneigennützigkeit halfen auch da, sie boten jede Hilfe an, die der Banquier nur wünschen konnte, Winter hatte sie ja reicher gemacht, als sie je geahnt; und die Wassenberg zögerten nicht lange anzunehmen. Der Banquier machte wohl einige Einwendungen: er könne nicht von dem Gelde seiner Mündel leben. Allein Armgard erklärte, sie sei nicht gesonnen, sich einzuschränken, und da die eine Art sich zu helfen, mißlungen, so sehe sie gar nicht ein, warum sie die andere verwerfen solle, der verrückte Amerikaner sei ja immens reich gewesen. Madeleine werde durch einige Tausend mehr oder weniger nicht arm und sie

fühle sich nicht bewogen, jeder Frucht ihrer Mühe zu entsagen, da ihr ein Theil davon entgangen sei. Uebrigens, wenn sie die Sache im rechten Lichte betrachte, so finde sie es besser, man nehme das Geld ohne die Schwiegertochter, eine zweite Elisabeth fände sich selten und man sähe ja, wie auch eine Elisabeth werden könne. Der Banquier mußte nachgeben, — er that es auch nicht ungern, — und weder Elisabeth, noch Madeleine und Brunow erfuhren, daß man im Grunde ein falsches Spiel mit ihnen getrieben hatte. Doch wenn sie es auch erfahren hätten, es würde ihr Glück nicht getrübt haben! Elisabeth kannte ihre Verwandten endlich gut genug, nichts konnte sie mehr auders als nur vorübergehend peinlich berühren.

Wenige Tage nach dem Tode Winter's, nachdem Armgard und Felix schon abgereist waren, schied auch Elisabeth mit ihrer Tochter und Brunow von Davos, wo sie so viel Leid und so großes Glück gefunden.

Ein wunderbar schöner Septembermorgen mit einer leuchtenden Sonne, vor der jeder Nebelhauch zerfloß, war es, als sie Abschied von den Bergen nahmen, die ihnen so heimisch geworden, ein Morgen, der das melancholische Thal mit einem lichten Schimmer verklärte, als wolle er von all den Tagen, die so viel Thränen gebracht, das Leid wegwischen, und

nur ein sonniges Erinnerungsbild den Scheidenden mitgeben.

Aber Elisabeth schaute doch mit umflorten Augen zurück; und der schlanke Kirchthurm von Platz war schon lange ihren Blicken entschwunden, als ihre Gedanken noch bei dem weilten, der den ewigen Schlaf schlief, dort, unter dem grünen Rasen bei der Kirche am Platz im Davoser Thal.

Druck von Bieling (G. Dietz) in Nürnberg.

grunde: Genußsucht und Glücksjägerei angegeben, Grisettenwesen, Hazardspiel, Heiligsprechung des Geldes, weiterhin Industrie- und Speculationsritterei, Wucher und Pleite. Das Verbrechen, was im ersten und zweiten Bande noch bescheiden auftritt, als Spitzbüberei, Gaunerei und Betrug, erhebt sich im dritten zu bandenmäßiger Schmuggelei, Raub und Diebeshehlerei, zuletzt selbst zu Mord und Todtschlag. Durch all solch reiches und armes Pack macht der jüngste Sproß Derer von Hertendorf seinen Weg als einfacher Forstgehülfe, nobel, aber ziemlich passiv. Das Heldenthum vertreten ältere Männer und beherzte Mädchen in untergeordneter Stellung. Der Schluß klingt schon mehr wie Zukunfts-Musik. Der Baron von Hertendorf heirathet nämlich ein gebildetes Dienstmädchen, das ihm viel Liebes und Gutes erwiesen und das, nachdem ihr alter Oheim, der Wucherer und Diebshehler Siebenkopf, ermordet worden, dessen unermeßliches Vermögen erbt. — Einer Schlußbemerkung des Verfassers zufolge befindet sich der eine von den beiden verhängnißvollen Ringen in seinem Besitz, und den andern hofft er auch noch von Herrn Alexander von G. zu erlangen, der ihm befreundet sein soll. **(Hamburger Reform 1872 Nr. 140.)**

---

# Mammon und Marmor

## Roman

von

**Gustav Höcker.**

2 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis 2 Thlr. 22½ Sgr.

### Ernst Freiherr von Bibra sagt über das Buch:

Mit gespannter Erwartung haben wir diesen neuesten Roman des beliebten Verfassers zur Hand genommen und sind mit großer Befriedigung der interessanten Erzählung bis zum Schlusse gefolgt. — Wer Etwas erfahren hat im Leben, wird uns beipflichten, daß nicht eins der erzählten Abenteuer nur im Mindesten den Stempel der Unwahrscheinlichkeit trägt, wer aber selbst Geschichten schrieb, oder noch schreibt, blickt sicher mit Vergnügen auf die gleich gewandte Anlage und Durchführung des Buches. — Es ist nicht so leicht das Interesse des Lesers stets wach zu erhalten für die hervorragenden Persönlichkeiten einer Erzählung, ohne eben die Gränzen des Wahrscheinlichen zu überschreiten, und nicht minder schwierig ist es, die Nebenpersonen ungezwungen einzuflechten in den Gang der Geschichte, so daß manche derselben nicht völlig isolirt dastehen; aber der Verfasser hat beide Klippen höchst glücklich umschifft. — Dabei sind seine Characterschilderungen durchweg naturgemäß und deßhalb vorzüglich zu nennen, und gleich trefflich ist die Art und Weise, wie diese verschiedenen Charactere sich zu einem Ganzen einen. — Wie schon in einigen seiner früheren Schriften ist auch hier das kaufmännische Leben mit besonderer Vorliebe und Gewandtheit geschildert, nicht minder geistreich ist aber der junge Künstler Tonhäuser behandelt, und durch den Gegensatz, welchen derselbe zur kaufmännischen Welt bildet, der Titel des Buches „Mammon und Marmor" vollständig gerechtfertigt. — Nicht ohne Befriedigung wird der Leser auch diese Arbeit Gustav Höcker's aus der Hand legen, sie sei daher allen Freunden einer spannenden, frisch aus dem Leben gegriffenen Erzählung auf's Beste empfohlen.

---

# Der Goldkoffer.

## Eine wahre Geschichte aus Thüringen

von

## André Hugo.

1 Band. 8. Elegant geheftet Thlr. 1. 15 Sgr.

### Urtheil der Presse.

Auf einer Reise durch das herrliche Thüringen und Franken, sagt der Autor in seinem Werke, habe er die Geschichte vom „Goldkoffer" sich von einem Freunde, dem Irrenarzt auf Asyl St. Wolfgang, erzählen lassen; sie sei vollständig wahr und nur die Namen hätten selbstredend erdichteten weichen müssen. Wie dem auch sein möge, so hat der Verfasser in seinem „Goldkoffer" den ihm gebotenen Stoff in einer Weise verwerthet, die vorzüglich genannt werden darf; die Situationen und Scenerieen sind so trefflich geschildert, daß wir keinen Augenblick zweifeln, sie seien frisch aus der Wirklichkeit entnommen. Ganz besonders zeichnet sich aber die vorliegende Erzählung durch eine eigenthümliche Verschlingung der einzelnen Fäden und naturgemäße Charakterschilderung aus, und während wir durch den ersteren Vorzug fortwährend in gespannter Erwartung gehalten werden, berühren uns die auftretenden Personen so sympathisch, daß wir deren Schicksale gleichsam mitempfinden. Betrachten wir Verena und Arthur, wer trauert nicht um diese beiden jugendlich elastischen Gestalten, und wer empfindet nicht mit Arthur die Ungerechtigkeit seines Vaters und grollt nicht im Stillen demselben? Dies sind Vorzüge, welche manchem Romane von heute abgehen, und deßhalb begrüßen wir Hugo's Schöpfung auf's Freundlichste und wünschen ihr viele Gönner.

---

# Der Fürst von Hochland.

## Roman aus der Gegenwart

von

## Dr. C. Werder.

1 Band. 8. Eleg. geheftet Thlr. 1. 15 Sgr.

### Urtheil der Presse.

Dem Leser dieser Zeilen dürfte dieser Roman, wenn auch nicht seiner Tendenz und seines Inhaltes, so doch seines Titels nach wohl bekannt sein, denn seit der Zeit seines Erscheinens ist man im feindlichen Lager unaufhörlich bemüht, an demselben keinen guten Faden zu lassen, sowie uns auf der andern Seite Kritiken vorliegen, welche über das Werk nur Vorzügliches berichten. Was uns anbelangt, so pflichten wir dem Letztern bei und empfehlen den „Fürsten von Hochland" dem Wohlwollen des Publikums, welches daraus lernen und Nutzen ziehen möge. Der Roman spielt zu Anfang des Jahres 1870 am Hofe des Fürsten von Hochland — Bayern —

und führt uns ein in die modernen Mysterien desselben, schildert uns die Bestrebungen der Jesuiten und ihrer Anhänger, im entscheidenden Augenblick ihren ganzen Einfluß auf das jugendliche Herz des Fürsten auszuüben, und spinnt sich fort bis auf die unmittelbare Vergangenheit. Die handelnden Personen sind unverkennbar und um so interessanter für den Leser, so erkennen wir Richard Wagner, Franz Liszt, Hans von Bülow, dann den Redacteur des Vaterlandes Dr. Sigl, Döllinger und die Sängerin Mallinger auf den ersten Blick. Ganz abgesehen von dem literarischen Werth des Werkes wirkt die Erscheinung jedenfalls epochemachend, und je mehr man von Seite der Ultramontanen und Consorten Allarm schlägt umd sich überbietet in Schimpfreden gemeinster Art gegen Autor und Werk, desto mehr gelangen wir zur Ueberzeugung, daß der Verfasser wirklich und tüchtig in's „**Schwarze**" getroffen hat.

---

# Die Kinder der Gauner.

## Roman

von

## Ernst Freiherrn von Bibra.

2 Bde. 8$^{0}$. Eleg. geheftet Preis Thlr. 2. 20 Sgr.

### Stimmen der Presse.

**Otto Bank** sagt in der Novellenzeitung Nr. 38 über obiges Werk:

Bibra bewährt sich auch in diesem zweibändigen Romane durch und durch als origineller Kopf, immer bereit und fähig, eigenthümliche, sowohl durch komische Gegensätze, als durch frappante Charakterzüge ungewöhnliche Stoffe aufzufinden und in der Ausführung derselben zwar ungenirt und leicht arbeitend, aber doch arbeitsam durch geschickt angebrachte Miniaturmalerei und virtuose Methode. Auch wenn er in entfernte Zeiten und Zustände greift, behält er doch stets eine amüsant sarkastische Bespiegelung unserer Gegenwart und ihre kleinen und großen Schwächen scharf im Auge, und weiß seinen Gestalten immer ein Aeußeres zu geben, das fesselnde Familienähnlichkeit mit den Figuren hat, die uns heutigen Tages begegnen, sowohl im öffentlichen, wie im Privatleben. Dieser humoristisch-satyrische Grundzug, sowohl in ernsten Gedanken, heiteren Einfällen, wie in der Schilderung sich offenbarend, verbindet sich mit einer lebhaften Phantasie, mit einem warmen Gefühl für das reale Leben, für die sinnliche Außenseite seiner Erscheinungen. Dies ist für den Romanschreiber und Novellisten eine der ersten Eigenschaften, und doch glauben Viele ohne dieselben fertig zu werden, und sich und die Leser an einem abstracten Salm redseliger Reflexionen und Betrachtungen schadlos halten zu können. — Bibra's Erzählungen genießen sich eben — und das ist wesentlich bei der unterhaltenden Geschichte „Die Kinder der Gauner" der Fall — deshalb so leicht und elastisch, weil der Verfasser die Betrachtung der Leser durch seine Schilderung eben nur anregt und nicht die breite Ausführung selbst übernimmt. Was originelle Darstellung betrifft, so finden sich hier ergötzliche Gestalten, die mit Frische ausgemalt sind und sich keineswegs als Erfindungen hinterm grünen Tisch manifestiren. Wir wünsch en dem Werke die geneigten Leser, welche es verdient.